

Berliner

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mt. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Spedition:
„Volksblatt“, Weuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 2.

Sonnabend, den 10. Januar 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Der Grundbesitz und die Lage der ländlichen Arbeiter-Bevölkerung in der preussischen Provinz Posen. II. — Was wollen die Nihilisten? II. — Konservative Weisheit. — Von den Nationalisten in Amerika. — In den Getreidezöllen. — Ein neues Wermittel. — Ein bürgerlicher Charakterkopf. — Gedicht. — Novelle. — Die Parteiverhältnisse der französischen Arbeiter. — Noch einmal die Doppelwährung. — Ueber Arbeiterbildungsschulen. — Eine Fabel.

Aus der Woche.

Der Bauer der Gardes du Corps, der zur Zeit des früheren Kaisers abgeschafft worden war, ist wieder eingesetzt worden, erhält eine Bauerzulage von monatlich 45 Mark, die Wachtmeisterzulage und ist verpflichtet, allein im Gardes du Corps einen Vollbart zu tragen. Alle andern, vom Kommandanten bis zum jüngsten Rekruten dürfen sich nur den Schnurrbart stehen lassen. Drum sein wir froh, daß wir wieder 'nen Bauer haben! So wollt' ich doch, daß ich 'ne Köchin wär, da ging ich zu diesem Bauer her und nahm' ihn mir zum Schap.

Die Blätter bringen unter dem Titel: Eine mollige Schlafstelle, die Nachricht, daß in einer der letzten sehr kalten Nächte in Spandau zwischen Holzstöben drei Männer und eine Frau geschlossen haben. Der Aufseher des Holzplatzes meinte: Nur ungern wollten die Obdachlosen ihren Schlupfwinkel verlassen. Aber sie mußten ihn verlassen, sie hatten ja kein Recht, da unterzutreiben, vielleicht hätten sie auch einen der Holzklöße beschädigt, oder verunreinigt, man weiß, wie derartiges Völl ist. — Eine schöne Illustration zu dem Feste der Liebe, das unsere Gesellschaft zu Weihnachten, zu feiern vorgiebt, ein prächtiger Beweis für den humanen Sinn und das edle Wesen unserer bürgerlichen Zeitungsmacher, die sich über die „molligen Schlafstellen“ der Obdachlosen lustig machen.

Nach Weihnachten ist auf der ganzen Linie der Kampf der Unternehmer gegen die Arbeiter losgebrochen. In Hamburg setzten die vereinigten Rheder den Lohn der Heizer und Trimmer um 20 pCt. herab und zwangen dadurch die Arbeiter zum Ausstand. Wer weiß, welche Mark und Gesundheit freßende Arbeit diese Leute auf den eisernen Ungethümen des Ozeans zu verrichten haben und den bisherigen geringen Lohn kennt, wird die Frivolität der reichen Hamburger zu schätzen wissen. Die Gefährlichkeit der Arbeit vermehrt sich mit der zunehmenden Fahrgeschwindigkeit der Dampfer, kaum Einer hält noch die Höllearbeit während einer Schicht aus, mancher bricht ohnmächtig zusammen und muß auf Deck getragen werden, Fälle von plötzlich eintretendem Irtsinn sind unter den Heizern nichts seltenes, und die reichen Schiffseigner — setzten die Löhne herab. O, es ist eine edle Gesellschaft, diese Boermann und Genossen, welche die Kultur in Rumfässern nach Afrika bringen, sich öffentlich als Vertreter des unverfälschten deutschen Geistes aufspielen und dabei einsaden, was das Zeug hält. Der eiserne Mann im Sachsenwalde kann an ihnen seine Freude haben. Vielleicht läßt er jetzt sein Mundstück, die „Hamburger Nachrichten“ sich dafür in's Geschirr legen, daß man den armen Hamburger Millionären die Einstellung von Negern auf ihren Schiffen gestattet. — Der noch schwebende Streik der Matrosen und Heizer in Limerick (Irland) hat zu einer eigenthümlichen Erscheinung geführt. Die Gesellschaften wollten unter keiner Bedingung nachgeben. Da charterte die Union der Matrosen und Heizer zwei Schiffe, belud sie mit Vieh und fuhrte dasselbe auf eigenes Risiko nach England. Rentirt sich die Sache, so will die Union noch

mehr Schiffe mieten und auf diese Weise den goldstolzen Unternehmern Konkurrenz machen. Sie kann es, da ihre Mittel sehr bedeutend sind. — In London wurden zweihundert Beamte der dem Ministerium der Posten unterstellten Sparassien entlassen, weil sie sich weigerten, am 2. Januar zwei Stunden über ihre vorgeschriebene Arbeitszeit im Dienst zu bleiben. Wer hat sich nun in diesem Falle eines Vertragsbruches schuldig gemacht? Natürlich die Beamten, meint das „Berliner Tageblatt“, denn zum Jahreschlusse könne man die Angestellten länger beschäftigen als zu sonst einer Zeit. Es scheint die Gewohnheit einzutreten, daß die Herren Postminister sich besonderer Schneidigkeit befleißigen.

In Polnisch-Ostpreußen wurden im Dreifaltigkeitsschacht des Grafen Wilczel 60 Arbeiter getödtet und eine große Anzahl verwundet. Durch Nachlässigkeit der Schachtverwaltung explodirte ein Gasreservoir, die im Schachte übermäßig angesammelte Staubkohlvergrößerter das Unglück. Was wird geschehen? Die Opfer eines dreimal unglückseligen Systems werden verscharrt werden, und die Hag kann von Neuem beginnen. Was liegt an ein paar Arbeiterknochen, wenn nur das Geld im Kasten klingt.

In Halle sangen die Kinder einer Volksschulklasse in Abwesenheit des Lehrers die Arbeiter-Marschlied. Plötzlich trat der Lehrer herein und rief: Das ist wohl hier die reine Sozialdemokratie! Der freudige Gesang verstummte und der Kohrstock des Lehrers begann seine Thätigkeit. — Wären das aber naive Kinder! Hätten sie „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen, gewiß, ein jedes Kind hätte ein Eholadepäckchen bekommen. Dem braven Lehrer aber gebührt das allgemeine Ehrenzeichen, er hat sich um Staat, Vaterland und Gesellschaft wahrhaftig verdient gemacht.

Wie Mehrwerthe zu Stande kommen. Gegen die Verwaltung des Förder Bergwerks-Hüttenvereins ist eine Strafanzeige erstattet worden, wegen zu hoher Einstellung der Roheisenbestände in der Bilanz. Die Gesellschaft hat also eigene Waaren über den Herstellungspreis berechnet. Eine schön hergerichtete Bilanz macht natürlich die Aktien steigen und giebt zu einer ganzen Reihe von Geschäften Anstoß. Wir sind neugierig, was der Staatsanwalt zu dem Gebahren der Förder Schlotbarone sagen wird.

Man ist weiter moralisch. Im Sommer konfiszirte der Staatsanwalt Nagel in Leipzig die Romane dreier deutscher Autoren und setzte deren Verurtheilung durch, dann kam unser Blatt daran, und jetzt ist auch Hermann Bahrs Novellenammlung „Am de siecle“ verboten worden, 149 Exemplare wurden konfiszirt. Wenn das nicht der deutschen Moral auf die Strümpfe hilft, was dann? Es scheint wirklich etwas faul, stark faul zu sein im Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte. In der letzten Woche wurde eine Frau zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt, weil sie zwei Mädchen, das eine von noch nicht 14, das andere von neun Jahren an „Herren“ verknuppelt hatte. Die Namen der „Herren“ werden natürlich, wahrscheinlich aus christlicher Nächstenliebe, nicht genannt. Also, bei den „Herren“ stinkt's, und die Bücher, welche diese Thatsache bekannt machen, werden konfiszirt. Sollte man da nicht wieder einmal das Kopf beim Schwanz aufzukämen versuchen?

In Adln starb der frühere Reichstagsabgeordnete Moriz Rittinghausen im Alter von 76 Jahren. Er war einer der frühesten Anhänger des sozialistischen Gedankens in Deutschland. In den letzten Jahren trat er aktiv nicht mehr hervor. Er war ein ehrlicher, tüchtiger Charakter, darum wird auch sein Andenken unter den Genossen fortleben.

Rußland macht gegenwärtig wieder einmal stark in Nihilistenhag. Die Zahl der im Auslande „wirkenden“ russischen Agenten und Spione wurde bedeutend vermehrt. Unter denselben sollen sich auch viele Deutsche befinden. Die „freie Schweiz“ besitzt in Zürich, Bern und Genf ganze Spionepneester. Wie frech das

Moskowitzertum wieder hervortritt und wie sicher es seiner Sache zu sein scheint, beweist folgender Vorfall. Russische Agenten lockten den bulgarischen Ingenieur Lutzky nach Konstantinopel und ließen ihn dort verhaften. Eine Kotte von ihnen gedungener Gesellen bemächtigte sich des Mannes und schleppte ihn auf ein russisches Schiff, das sofort nach Rußland abdampfte. Lutzky's Schicksal ist natürlich besiegelt. In ganz Europa aber ist kein Mensch, der dem russischen Zar in den Arm fiel und sagte: „Langsam, auch für Dich gelten Recht und Gesetz.“ Wie denn auch, der Mann ist ja von Gottesgnaden.

—× Damit die polnischen Gebiete „germanisirt“ werden, haben wir Geld aufbringen müssen, daß deutsche Gutsbesitzer in polnischen Gebieten angesiedelt werden. Da den Gutsbesitzern aber die deutschen Arbeiter zu hohe Ansprüche stellen, so ist jetzt eine Verordnung erlassen, den Zuzug und den Aufenthalt russischer und galizischer Arbeiter zum Zweck der Beschäftigung in den landwirtschaftlichen und industriellen Betrieben zu gestatten. Auf einen polnischen Gutsbesitzer, der mit schweren Kosten vertrieben ist, werden jetzt fünfzig polnische Arbeiter eingeführt, welche ebenso viel deutsche Arbeiter verjagen, weil sie billiger sind.

Und da soll man noch glauben, daß das „Germanisiren“ keine Lobberei ist?

Von dem hingerichteten russischen Generallockspitzel Selwerstow werden jetzt allerhand erbauliche Sachen bekannt. Der leider zu spät von seinem Richter ereilte Schurke ließ sich durch Kuppler unehuldige junge Mädchen verschaffen, jede Woche eine oder mehrere, um sie zu mißbrauchen. Aber der Mann war eine Stütze des Thrones, eine Hauptstütze, und die bekannte Zeitung hier in Berlin, welche das Kreuz entehrt, indem sie es an ihrer Spitze trägt, bezeichnet den muthigen Pablenowski, welcher diesen Schurken hingerichtet hat, noch als „gemeinen Mörder“.

Die hochselige niederländische Majestät hat nicht nur für echten Nordhäuser, sondern auch für Musik ein sehr lebhaftes Interesse bewiesen. Allerhöchst dieselben waren sogar ein vorzüglicher Komponist. Sie pflegten Ihrem Adjutanten zu befehlen, sich ans Klavier zu setzen und befahlen ihm zu spielen: Tam tam, tam tam, bum, bum bum. Wenn der Adjutant die Allerhöchsten Intentionen nicht richtig erfaßte, so geruhete seine Majestät ihn zu verbessern: Rein, nicht: tam, tam, bum, bum, bum, sondern: tamtam, tamtam, bum, bum, bum. Nachdem der Adjutant die herrliche Melodie seinem subalternen Geist eingepreßt hatte, mußte er ins nächste Zimmer gehen und sie zu Papier bringen. Leider war er jedoch nicht im Stande, die Schönheiten der Komposition festzuhalten, und da der König, wie alle musikalischen Genies, keine Noten kannte, so schrieb er ganz andere Melodien auf, etwa: „Ach du lieber Augustin“ u. s. w. Auf diese Weise sind denn leider die königlichen Kompositionen der stannenden Nachwelt verloren gegangen. Aber ein Genie geruhete Se. Majestät zu sein!

Der Grundbesitz und die Lage der ländlichen Arbeiter-Bevölkerung in der preussischen Provinz Posen.

II.

J.E.P. Die ländlichen Arbeiter der Provinz kann man in drei Klassen eintheilen: Erstens die sogenannten freien Arbeiter oder Lohleute, welche durch nichts zu Dienstenleistungen oder sonstigen Arbeiten auf dem Gutshofe verpflichtet sind; sie wohnen im Dorfe und kommen zur Arbeit, wenn sie Zeit und Lust haben und werden daher, wenn es an Arbeitern mangelt, von den Besitzern durch einen höheren Lohnsatz angelockt, während sie in weniger drängender Zeit von ihnen nach Hause geschickt werden. Der Tagelohn dieser Arbeiter beträgt für das

welche er sich wendet. Die russische Regierung will aber niemand Gelegenheit dazu lassen; sie weiß nur zu gut, daß die Entscheidung des Volkes nicht zu ihren Gunsten ausfallen wird. Sie hat nicht nur den Sozialismus in Acht und Bann gethan, sondern auch alles, was das allgemeine Wohl, was den Fortschritt und die Freiheit der Nation bezwecken könnte. Dieser Umstand machte einen politischen Kampf nothwendig, und der Kampf begann auf der ganzen Linie. Die Sozialisten, die sich sowohl aus den wohlhabenden, als auch aus den arbeitenden Klassen rekrutiren, ergriffen zuerst die Initiative und gingen mit großem Ungeßüm vor. Thaten sie dies nur, weil sie Sozialisten waren? Wohl schwerlich. Der Sozialismus an und für sich sieht daran nichts Großes. Sie befaßen in hohem Maße das, was das Volk zu ähnlichen Kämpfen treibt: Aufopferungsgeist und grenzenlosen Eifer, ihrem Lande zu dienen. Ein Mann von aufrichtig liberaler Gesinnung, welcher die politische Freiheit für den höchsten Grad der Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft hält, kann sich brüderlich ihren Bestrebungen anschließen. Und dieses ist auch in der That der Fall. Ich denke hierbei an die zahlreichen Anhänger, welche die Nihilisten in letzter Zeit in den Reihen der Armee gefunden. Die Offiziere haben sich so lange an der Bewegung nicht betheiliget, als sie ihren rein sozialistischen Charakter beibehielt. Unter den Hunderten von Offizieren, welche mit der Revolution, seitdem diese gegen die Autokratie gerichtet ist, fraternisirten, befanden sich natürlich auch viele, welche zu den sozialistischen Ideen bekehrt waren. Der weitaus größte Theil sympathisirte aber zweifellos aus reinem Patriotismus mit den revolutionären Bestimmungen. Und an diesen haben die Revolutionäre ja immer appellirt. Die Verschmelzung der patriotischen und der sozialistischen Elemente in die Armee ist jetzt eine vollkommene. Sie bilden eine kompakte Masse von Verschwörern, in welcher durch die Festigkeit des begonnenen Kampfes jede theoretische Meinungsverschiedenheit in den Hintergrund gedrängt ist. Wir glauben annehmen zu können, daß diese Verschmelzung auch in den patriotischen Elementen unserer bürgerlichen Gesellschaft sehr schnell von Statten geht.

Und somit können wir schließen. Die nihilistische Bewegung, vor etwa 15 Jahren durch ein Anzahl junger, enthusiastischer Sozialisten in's Werk gesetzt, ist jetzt unter dem Einfluß innerer Verhältnisse und der wachsenden Unzufriedenheit im Begriff, sich in eine große patriotische Partei zu verwandeln, bestehend aus Leuten, die zwar in ihren Ansichten differiren, die aber das gemeinsame Bestreben haben, das Joch einer allen verhaßt gewordenen Tyrannei zu brechen. An die Stelle der Autokratie wollen sie eine nationale Regierung setzen, unter welcher jedermann die Möglichkeit gegeben sein soll, friedlich zum Besten des Landes zu wirken. Nichts kann maßvoller, nichts gerechter sein und nichts kann ihnen ein größeres Recht geben zu der Behauptung, daß sie nur für das allgemeine Wohl arbeiten.

Konservative Weisheit.

Was ist Valutaregelung? fragt das konservative „Volk“ in einem seiner bekannnten geistreichen Artikel. Und es antwortet: „Der hochweise Börsenjude sagt: Valutaregelung ist die Einführung der Goldwährung, worauf sich aber sofort die Frage anwirft: Was ist die Goldwährung? eine Frage, welche der geschickteste Börsenjude wieder so beantwortet, daß er gar kein Gold und gar keine Valuta haben möchte, sondern nur einen Handel mit Gold und Silber.“ Das nennt man nämlich Finanzwissenschaft.

In der Redaktion der „Volkstribüne“ sitzen zwar keine Börsenjuden, aber vielleicht können wir die Frage doch zum Nutzen und Frommen der gelehrten Redaktion des „Volks“ beantworten. Hoffentlich geht dann die liebe Unwissenheit in sich und sieht ein, daß es mindestens ebenso unmoralisch ist, wie das schreckliche Börsenspielen, wenn dumme Aerie, die von Nichts verstehen, den armen Lesern ihrer Demagogenblätter vorschwindeln, als wenn sie die Weisheit mit Löffeln gefressen hätten.

In der gegenwärtigen Gesellschaft kommen die Produkte als Waaren zur Welt. Die Waaren tauschen sich gegeneinander aus nach ihrem Werth. Zum Beispiel tauscht man etwa ein Pfund Käse gegen einen Jahrgang des „Volk“, weil ein Pfund Käse einen Jahrgang des „Volk“ werth ist. Hier ist das Pfund Käse der relative Werth, der Jahrgang des „Volk“ sein Aequivalent. Allmählich bildet sich eine Waare heraus, welche als allgemeines Aequivalent aller übrigen Waaren gilt. Welche Waare das ist, wird durch verschiedene Umstände bestimmt. Durch ihre physikalischen Eigenschaften sind die geeignetsten Waaren dazu die edlen Metalle. Ein Quantum Metall ist zu theilen, ohne daß der Werth der Summe der Theile sich ändert gegenüber dem Werth des Ganzen; zwei halbe Pfund Silber sind eben so viel werth wie ein ganzes Pfund, während z. B. zwei halbe Däfen einen anderen Werth haben, wie ein ganzer. Sie haben ferner die Eigenschaft, in einer kleinen Masse viel Werth zu enthalten. Wenn zum Beispiel eine Fuhre Holz $\frac{1}{2}$ Pfund Silber werth ist, so ist klar, daß es viel bequemer ist, das Silber als allgemeines Aequivalent zu haben, wie die Fuhre Holz. Denn wenn ich mir etwa drei Pfund Elbeaviar eintauschen will, welcher denselben Werth haben soll, wie die Fuhre Holz und das Achtel Pfund Silber, so ist es doch jedenfalls bequemer, wenn ich bloß in die Tasche zu greifen brauche und das Silber

hervorhole, als wenn ich mir erst einen Fuhrmann mit Pferd und Wagen mietzen muß, der das Holz anfährt. Zur größeren Bequemlichkeit ist man denn schließlich dazu gekommen, dem Metallquantum aufzustempeln, wie schwer und fein es ist, so daß man nur den Stempel zu sehen braucht, und nicht erst nachwiegen muß. Da für die Richtigkeit des Stempels eine starke Garantie vorhanden sein muß, so übernimmt der Staat das „Prägen“ und so entsteht unser Metallgeld. Wohl verstanden: der Staat setzt nicht fest, bestimmt nicht, indem er prägt, sondern er sagt damit nur: so viel Gehalt ist in diesem Metallstück, etwa wie auf den alten Thalern: 30 ein Pfund sein.

Im geringsten Umfang der größte Werth, das ist eine Bedingung des Metallgeldes. Im alten Rom hatte man Anfangs Kupfermünzen. Auf einen Kupferbarren wurde der Stempel gedrückt. Später wurde das Kupfer aber so wohlfeil, daß der Umfang der Stücke zu groß geworden war; und es fand sich im Silber ein werthvolleres Metall, ein Metall, welches die Forderungen „im geringsten Umfang den größten Werth“ besser erfüllte, und deshalb ging man vom Kupfer zum Silber über. Später wird auch das Silber billiger, und es wird so viel Gold produziert, daß man daran denken kann, Goldmünzen zu prägen, welche den Werth der Silbermünzen in geringerem Umfang darstellten — man denke, welche Masse man zu schleppen hat, wenn man 100 Mark in Thalern bekommt und wenn man sie in 20-Markstücken hat. Und so geht man denn folgerichtig zur Goldwährung über, fixirt man das Goldmetall als allgemeines Aequivalent, als Geld.

Weshalb das Streben vorhanden ist, als Geld möglichst die Waare zu nehmen, die beim geringsten Umfang den größten Werth hat, ist ja klar: das spart Arbeit und kommt deshalb billiger. In zurückgebliebenen Ländern, wo keine großen Geschäfte abgewickelt werden, kann man sich ja wohl mit dem Silber behelfen, wo aber große Zahlungen zu machen sind, wo täglich Hunderttausende nur von einer einzigen Bank zirkulirt werden, da ist die Ersparniß und der Vortheil beim Gold doch ganz gewaltig.

Aus Gründen, die wir schon einmal in einem früheren Artikel dargelegt haben, nämlich um ihrenbeutel zu füllen, wollen die Konservativen die Doppelwährung einführen. Doppelwährung bedeutet, daß nicht nur Gold allein Geld sein soll, und Silber Scheidemünze, sondern daß Gold und Silber zugleich Geld sein sollen. Zu dem Zweck muß man festhalten, wie das Werthverhältniß von Gold zu Silber ist. Es sei wie 1:15 $\frac{1}{2}$; das heißt: ein Pfund Gold habe den Werth von 15 $\frac{1}{2}$ Pfund Silber. Bei bestehender Doppelwährung müßte also aus einem Pfund Gold die gleiche Summe von Mark geprägt werden, wie aus 15 $\frac{1}{2}$ Pfund Silber.

Nun verändert sich natürlich das Verhältniß. Es wird mehr Silber gefördert, es werden weitere Gruben entdeckt, oder umgekehrt — der Werth des Silbers fällt oder steigt, und im Verhältniß dazu steigt und fällt natürlich der Werth des Goldes. Ist das Silber billiger, so wird das Gold im Verhältniß zum Silber theurer. Das Verhältniß verändert sich etwa zu 1:22. Dann ist natürlich, daß es Niemanden einerlei sein wird, ob er sein Geld in Gold oder Silber bekommt. Bekommt er es in Gold, so bekommt er 22, erhält er es in Silber, so hat er nur 15 $\frac{1}{2}$, oder nur den 1,4 Theil. Natürlich wird er verlangen, daß ihm das erstere wird. Das Verhältniß muß ausgeglichen werden: es wird auf Gold Agio bezahlt. Das ist natürlich eine ausgiebige Veranlassung zu Spekulationen und Gaunereien aller Art, wie wir das ja augenblicklich in den „Ver. Staaten“ vor Augen haben nach Einführung der Silberbill. Das ist natürlich sehr traurig. Aber es ist nun einmal so, die Menschen sind nun einmal seit dem Sündenfall Adam's so verderbt.

Die Schlanberger vom „Volk“ bilden sich natürlich ein, daß das alles ganz gut ginge, wenn wir nur keine Juden hätten, sondern wenn die Leute alle so ehrlich wären, wie sie, z. B. Stöcker. Sie schreiben: „Diesen Marktpreis des Goldes und Silbers als Waare hat man (nämlich die Juden) auf das Geld und die Zahlungsmünzen übertragen und behauptet, daß das Werthverhältniß der Zahlungsmittel geübert sei.“

Schau sei der Mensch! Das edle Metall ist Geld, weil es Waare ist; denn wenn es keine Waare wäre, und Keiner möchte es haben, wie zum Beispiel den Geist der Redakteure des „Volk“, so würde es doch Niemand im Tausch annehmen! Da ist nichts zu „übertragen“, sondern das ist so. Das Geld gilt immer nur was es werth ist, nicht was darauf steht. Das weiß jeder Schusterjunge. Man soll ihm nur einen Tausch geben, wo 20 Mark darauf steht und ein wirkliches Zwanzigmarsstück — und wenn sämtliche Regenten von Europa und sämtliche christlich-germanische Zeitungsredaktionen sich verbänden und sagen: Der Tausch ist zwanzig Mark werth, der Junge wird doch das echte Zwanzigmarsstück nehmen. So geschieht es! Aber die Redaktion des „Volk“ ist nicht so geistig. —

Bis jetzt ist das „Volk“ schon sehr intelligent gewesen. Aber es wird noch intelligenter. Es wird Goldwährung verlangt.

„Aber woher nehmen und nicht stehlen? fragen die ehrlichen Leute und sagen: es giebt ja nicht so viel Gold, als man im Handel braucht.“

„Da helfen ja die Banknoten und der Kredit“, sagen die Juden. Man braucht ja kein Geld zu haben, man schreibt auf, verrechnet, giebt Wechsel, Banknoten, Werth-

papiere, wer soll das schwere Metallgeld, besonders Silbergeld, — tragen? u. s. w.

Wer eben Metallgeld haben will, der soll Goldmünzen haben und damit zahlen, daher der Ruf nach Goldwährung und Banknoten, welche auf Goldmünzen lauten.

Nun, ist das nicht schön? — Gold und Kredit mit Goldpapier! — wer soll etwas dagegen haben?

Freilich, sehr schön. Ist aber das Haus Baring, welches zwei Milliarden in Gold und Kreditpapieren sein Eigenes nannte, nicht daran zu Grunde gegangen? Hat nicht der Fall dieses Hauses mit seinem unermeßlichen Kredite, ganz Europa und Amerika in Aufregung gebracht und Follimente nach Milliarden nach sich gezogen?

„Nicht Kredit, sondern Geld spricht“, sagen die Besonnenen und lassen sich nicht bejdwindeln.

Wenn ein Bauer sein Korn verkauft und dafür keine Banknoten haben will, sondern hartes Geld, so kann man das begreifen, und nimmt es ihm auch nicht übel. Der Mann braucht das ja nicht zu verstehen. Aber wenn man solche bodenlose Unwissenheit zeigt und dann so unverschämte ist, über Sachen zu schreiben, von denen man nicht das ABC versteht, das ist denn doch wirklich ein starkes Stück.

Wenn man Waare gegen Geld eingetauscht hat, so legt man gewöhnlich das Geld nicht auf die hohe Kante, sondern kauft wieder Waare dafür. A. verkauft einen Jahrgang des „Volk“ an den Lumpensammler B für 70 Pfennig. Für diese 70 Pfennig kauft er sich vom Butterhändler C ein Pfund alten Käse; C geht zum Apotheker D und läßt sich für die 70 Pfennige Gesteifpapier geben; der Apotheker D kauft für dasselbe Geld vom Kaufmann E Heringe, und so fort. Das Geld vermittelt nach der Reihe alle diese Verkäufe und macht also die Waaren: „Volk“, Käse, Gesteifpapier, Heringe zirkuliren. Es ist Zirkulationsmittel.

Wenn nun bei allen Geschäften Geld aufgezählt werden soll, so kostet das ersiens viel Zeit und Mühe, zweitens wird das Gold abgenutzt, drittens wird viel mehr Geld nöthig, als jetzt, wo durch den Kredit die Funktionen des Geldes vervielfacht werden.

Man denke sich folgenden Fall. Gutsbesitzer Kunibert von Schredenstein auf Rowno muß dem Kaufmann Elkan Levy in Danzig am 1. Oktober eine Zahlung von 5000 Mark leisten für im Frühjahr gelieferten künstlichen Dünger. Auf dasselbe Datum hat die Berliner Lackwarenfabrik Müller, Schulze & Co. an die Produkthandlung von Neumann Nachf. in Danzig dieselbe Summe für vor zwei Monaten abgelieferten Sprit zu zahlen. Neumann Nachf. bezieht seinen Sprit aber von Kunibert von Schredenstein, welcher eine große Brennerei besitzt, und schuldet diesem dieselbe Summe, die gleichfalls den 1. Oktober fällig ist.

Nun rechne man. Kunibert zahlt an Elkan 5000 M. Müller, Schulze & Co. zahlen an Neumann Nachf. 5000 Mark. Neumann zahlt an Kunibert 5000 Mark. Summa Summarum befinden sich 15 000 Mark in 750 Goldstücken am 1. Oktober auf der Reise: 5000 von Rowno nach Danzig, 5000 von Berlin nach Danzig, und 5000 von Danzig nach Rowno.

Niemand hat natürlich 5000 Mark im Portemonnaie, die muß sich Jeder erst verschaffen. Das soll ihm 5 Prozent kosten. Das Geld muß versichert werden; außerdem Porto, mache 1 Prozent; 6 Prozent von 15 000 Mark macht 900 Mark.

Bequemer und billiger kommt die Sache schon, wenn Banknoten verschickt werden. Noch einfacher, wenn die Sache durch Wechsel abgemacht wird. Müller, Schulze & Co. geben Neumann einen Wechsel, zahlbar den 1. Oktober. Neumann schickt den Wechsel an Kunibert, Kunibert an Elkan, Elkan läßt ihn in Danzig eskomptiren und bekommt sein Geld, und am 1. Oktober wird der Wechsel Müller, Schulze & Co. präsentirt. Wird das Geschäft durch eine Bank besorgt, so ist das Ganze noch einfacher. Die Soll und Haben werden einfach übergeschrieben, und statt daß der Wechsel zwischen Berlin, Rowno und Danzig reist, wandert Guthaben und Schuld nur von Folio zu Folio; und am Schluß wird bloß den Herren Müller, Schulze & Co. 5000 Mark abgeschrieben und Herrn Elkan Levy gutgeschrieben. Da die Firmen noch andere Geschäfte machen, so hebt sich das auch wieder auf, und so wird am Schluß eine große Zirkulation, die sonst viele Hunderttausende von Geldstücke erforderte, durch wenige Tausend Mark bewerkstelligt.

Die Sache ginge noch, wenn bloß diese vier Leute so verrückt wären, baares Geld zu verlangen. Wenn aber alle Welt der Weisheit des „Volk“ folgte, dann würde natürlich eine immense Vermehrung des Metalls nöthig sein, ohne jeden Zweck müßte die Gesellschaft Milliarden opfern, um das Bedürfniß nach genügenden Zirkulationsmitteln zu befriedigen. Die Gesellschaft ist aber nicht so dumm, wie die Redaktion des „Volk“.

Vermuthlich hat selbst Herr Stöcker sogar, als er, dem Beispiel seines Herrn folgend, der nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, sich in der Königsgraberstraße eine Villa kaufte, nicht bloß „Geld sprechen lassen“, sondern hat auch Hypotheken auf dem Haus behalten.

Aber vielleicht ist das „Volk“ deshalb so böse auf Kredit, Wechsel, Banknoten und so fort, weil es selbst keinen Kredit hat? Herr Stöcker, der Nachfolger des armen Lebens Jesu, mag ja wohl Kredit haben; aber beim „Volk“, dem neuen Testament dieses modernen Messias, werden wohl Drucker und Papierlieferant,

„Besonnenere“ sein, die sagen „Nicht Kredit, sondern Geld spricht“ und die „lassen sich nicht beschwindeln.“

Und nun noch Eins zum Schluß. Wir haben es ja immer gesagt: Diese Frommen sind die ärgsten Materialisten. Elkan Levy ist Idealist. Elkan Levy kommt es nur auf die schöne Seele des Geldes an. Ihm ist es einerlei, ob er Wechsel oder Banknoten oder bloß eine Zeile in seinem Konto beim Bankier hat. Aber das „Volk“ ist Materialist. Das „Volk“ läßt nur den Leib des Geldes gelten, nur das Goldstück, dem „Volk“ gilt nur die gemeine Sinnlichkeit, Pfui! O Volk! O Volk! Elkan Levy ist idealistischer wie Du!

Von den Nationalisten in Amerika.

Ueber die Nationalisten, die sich im Anschluß an das Bellamy'sche Buch in Amerika zusammengethan haben, um nach dem Bellamy'schen Rezept die Welt von ihren Uebeln zu kurieren, finden wir wieder einige Nachrichten in amerikanischen Zeitungen.

Zunächst ein Brief eines Bewohners der Kaweah-Kolonie, dessen Beschreibung freilich von den prächtigen, rosenfarbigen Schilderungen in dem Artikel der „Frankf. Zeitung“ bedenklich absteht.

„Die Beamten der Kolonie thun alles Mögliche, um neue Mitglieder und Geld in die Hände zu bekommen.

Ueberhaupt herrscht hier fürchterliche Unordnung. Es wird sehr wenig Arbeit von Werth gemacht. Hier sind über hundert Personen, die Essen und Kleidung bekommen, und darunter sind höchstens zehn Männer und einige Frauen, die willens und fähig sind, eine gute Tagesarbeit zu verrichten. Die Uebrigen sind Frauen, Jungfern, Kinder und auch Männer, die entweder unfähig zum Arbeiten oder direkt Faulenzer sind. Die alten Arbeiter, die den Weg gebaut und sonst die schwere Arbeit gethan haben, haben die Kolonie verlassen. Einige davon haben Regierungsgeld angenommen; diese werden aber einen harten Kampf haben, um ihr Leben darauf zu machen.

Die Beamten der Kolonie, durch eine kleine Zeitung „The Commonwealth“ (Redaktion: W. S. Haskell) und durch andere Pamphlete und Zirkulare „boomen“ die Kolonie mit aller Gewalt, entstellen die Thatfachen und verbreiten Unwahrheiten unter dem Publikum.

Die paar Sozialisten, die hier sind, werden als „Anarchists of the German school“ titulirt. Daß die Beamten die Mehrheit auf ihrer Seite haben, kommt einfach davon, daß die alten Arbeiter einer nach dem anderen fortgehen, sagend, daß sie hier schon Zeit und Geld genug vergeudet haben, und daß viele große Familien hier sind, die jedenfalls hier bleiben, so lange es was zu thun giebt.

Schreiber dieses und zehn Andere denken noch eine Zeit lang hier zu bleiben, um, wenn möglich, zu retten, was noch zu retten ist. Wir bekönnen uns aber aus unseren eigenen Mitteln. Die Kolonie schuldet Jedem von uns mehrere hundert Dollars für Arbeit; es giebt aber nichts dafür. Dieses zur Warnung für die Arbeiter, damit sie nicht ihre paar ersparten Dollars in dieser Kolonie vergeuden.

Die Kaweah-Kolonie ist finanziell und moralisch ein Fiasko. Die Kaweah-Kolonie Co. ist nicht gesetzlich incorporirt, so daß auch gesetzlich sich nichts machen läßt.

Das ist deutlich. Wie schon Gray, Proudhon, Cabet und so viele andere hineingefallen sind, ist es auch Bellamy und seine kommunistische Kolonie. Man soll eben, wenn man Sozialist ist, nicht aus der Welt hinausziehen und in der Wüste anfangen zu bauen, sondern man soll zusehen, daß man innerhalb der Gesellschaft, in der man lebt, die Produktionsmittel in die Hand bekommt, indem man die politische Macht innerhalb der bestehenden Gesellschaft zu erlangen sucht.

Ein anderes Nationalistenprojekt, gleich der Kaweah-Company eine Verzerrung sozialistischer Ideale, ist gleichfalls jetzt realisiert: die Zukunft's Küche. Hören wir hierüber den Bericht einer sozialdemokratischen amerikanischen Zeitung:

„Die längst angekündigte und viel besprochene Cooperative-Küche in Evanston ist endlich in Operation. Gestern wurde mit der Speisung von 50 Familien gemäß dem sozialistischen Plan des Herrn Bellamy der Anfang gemacht. Man muß dem praktischen Sinn der Amerikaner Anerkennung zollen, daß sich aber dabei der Illusion nicht hingeben, als seien die 50 kochenwärtigen Sozialisten oder gar Kommunisten „aus Prinzip“. Wie in gar vielen Dingen war es auch hier der Egoismus, der zu einer Probe einer Speisung im Großen Veranlassung gab.

Bekanntlich haben die Madamen und Hausfrauen der ganzen Welt ihre liebe Noth mit ihren Dienstmädchen, weil die Madamen meistens nichts vom Kochen und die „grünen“ Dienstmädchen nichts vom Gehorsam verstehen. Das giebt dann unzählige Konflikte, unter welchen der arme „Husband“ und die Kinder des Hauses am meisten leiden. Derobalden sind die Ehemänner von Evanston mit vielen Jungferleuten in eine Korporation zur Stillung ihres Hungers ohne Dienstmädchen eingetreten und haben die Herzen ihrer Frauen das erste Mal von einigen Damen in Evanston wird es heißen: „Sie lächeln nicht, sie rufen nicht, sie sammeln nicht in ihre Schürzen, sie tochen auch nicht und euer himmlischer Vater nähret sie doch.“ Ihre Mission wird also hauptsächlich darin bestehen, sich herzlich zu lieben, nicht beizuhelfen wie die Ellen auf dem Felde, sondern wie die Votivblumen im Reich von Lincoln Park. — Die Staatszeitung nennt das Unternehmen „eine Geldbrücke für die Hausfrauen.“

Die Kung, welche die Evanstoner E-Kommunisten für ihr Geld erhalten, ist verhältnismäßig billig und doch für einen armen Teufel unerschwinglich. Erwachsene zahlen per Woche je 4 Dollar, Kinder unter 12 Jahren 2 Dollar.

Der Speisegeld wird den Familien immer einen Tag vorher ins Haus geliefert und es steht den Familien frei, sich für jeden „Mahl“ eine der auf dem „Menü“ verzeichneten Speisen zu bestellen. Der gestrige Speisegeld war: Für Mittags-Lunch: Suppe, kalter Aufschnitt, Kartoffeln, „Entrée“, Salat, Obst; für Dinner: Suppe, Fisch oder Salat, Braten oder gekochtes Fleisch, „Entrée“, Kartoffeln, Gemüse, Ketchup; für Frühstück: Obst, Wehlbrösel (Palergrüpe u.), Fleisch oder Fisch, Kartoffeln, warme Beden oder gebräutes Brod, Eier, Milch und Sahn; Obst und Brod werden jeden Morgen für den ganzen Tag geliefert. Oliven, Eingemachtes, Getöde u. sind Extra-Vergaben und werden zum Kostenpreis abgegeben. Auf halbmonatige Bestellung werden Extra-Mahlzeiten für Gäste zu 25 Cts. pro Kopf geliefert.

Die Mahlzeiten wurden in Gefäßen aus galvanisiertem Blech, mit verschiedenen Abtheilungen für Fleisch, Gemüse, Thee oder Kaffee u., die sich in einem mit heißem Wasser gefüllten Behälter befinden, ausgehandelt. Die Behälter sind mit Namen und Adressen der Familien versehen und werden in den mit einem kleinen Dien geheizten Wagen in besondere Häuser gestellt.

In der Zentral-Wartküche sind drei Overtische und eine ganze Armee von Unterköchinnen und Frauen zum Zellerwaschen. Ver- richtung der Gemüse u. beschäftigt, und es ist damit eine Wäscherei verbunden, die mit Dampf betrieben wird und in denen Hemden, Tischtücher, Servietten, Handtücher und dergleichen Wäsche gereinigt wird. Mächtige Kessel liefern das erforderliche heiße Wasser und Dampf. Für die Angestellten sind strenge Vorschriften gemacht, die auf gedruckten Plakaten in der Anstalt ange- schlagen sind.

Das Anlagekapital ist 4000 Dollar; die Rückentente beträgt 50 Dollar, die Löhne 600 Dollar, das Brennmaterial 100 Dollar monatlich. Die Einnahmen der Gesellschaft werden auf 3200 Dollar den Monat angeschlagen und es unterliegt keinem Zweifel, daß sich das Unternehmen gut bezahlen wird.

Also mit anderen Worten: ein Bastard von Hotel und Konsumverein nebst obligater Ausbeutung der be- schäftigten Arbeiter.

Und nun zum Schluß noch, als Beweis für den ökonomischen Scharfblick der Leute, eine Stelle aus der Rede eines Nationalisten, Jesse Cox, über die Arbeits- losen:

„Wenn die Regierung Geld genug hat, um Buchtäuser zu erbauen, so sollte sie auch im Stande sein, Anstalten zu errichten, in denen diese Opfer der Gesellschaft lohnende Beschäftigung er- hielt.“

Bei uns nennt man das Arbeitshäuser und be- trachtet diese Einrichtung nicht als Mittel zur Verhütung der Arbeitslosigkeit, sondern als Mittel, die Arbeiter müde zu machen und die Löhne zu drücken.

Zu den Getreidezöllen.

Die „Ostseezeitung“ bringt für eine Stadt, Stettin, eine sehr lehrreiche Beschreibung, was der Konsument, nämlich der Arbeiter, von seinem Ueberfluß an den armen, nothleidenden Großgrundbesitzer abgeben muß.

„Bei einem Jahresverbrauch an Brotgetreide (Weizen und Roggen) von 164 Ko. pro Kopf, wie er sich aus der amtlichen Statistik ergibt, und bei einem Zoll von 5 Mk. pro 100 Ko. zahlen die deutschen Verbraucher durchschnittlich eine Steuer von Mk. 8,20 pro Kopf.

Der Haushalt der 116 000 Einwohner Stettins wird allein durch die Steuer auf das Brotgetreide jährlich mit 951 200 Mk. belastet, von welcher Summe kaum mehr als ein Neuntel in die Reichskasse fließt, der Rest die Einnahmen der zeitigen Besitzer von mit Getreide bebautem Grund und Boden und damit den Marktwert dieses Grund und Bodens erhöht. Darüber hinaus be- greift der Kreis der durch Stettiner Gemeindeangehörige beschäftigten Verbraucher zahlreiche Arbeiter aus einer weiten Umgegend; die Summe der Belastung aller Per- sonen, deren Erwerb mit der gewerblichen Thätigkeit Stettins unmittelbar zusammenhängt, übersteigt mithin jedenfalls bedeutend eine Million Mark. Die Gesamt- belastung Stettins durch die Getreidezölle ist damit aber noch keineswegs erschöpft. Nach der Reichsstatistik be- rechnet sich der Verbrauch Deutschlands an Gerste und Hafer auf 50, bezw. 81,8 Ko. jährlich pro Kopf der Bevölkerung, entsprechend einer durchschnittlichen Zoll- belastung pro Kopf von 4,41 Mk. Für die 116 000 Einwohner Stettins ergäbe dies eine weitere Belastung mit jährlich 511,560 Mk. Von der gesammten jährlichen Mehrausgabe von 12,61 Mk. pro Kopf, welche die Steuern auf die vier Hauptgetreidearten den Verbrauchern auferlegen, fallen nur 1,41 Mk. an die Reichskasse und 11,20 Mk. an die Besitzer der mit Getreide bebauten Bodenfläche Deutschlands. Die Einwohnerschaft Stettins steuert demnach an die erstere 163 560 Mk., an die letzteren aber 1 299 200 Mk. Denken wir uns den In- begriff aller Besitzer von mit Getreide bebauter deutscher Erde als eine einzige Person, etwa unter dem Namen Agraria, so schneidet diese von jedem Stück Brot, welches der Arbeiter ißt, vorweg für sich ein Viertel ab; aus jedem Glase Bier, welches er trinkt, nimmt sie vorweg einen Schluck, ganz zu geschweigen der Bissen, die sie aus seiner Fleischschüssel nimmt.“

Da kann die Agraria wohl fett werden!

Ein neues Mordmittel.

Ein großer Uebelstand für die weitere Ausdehnung des Massen- mordes ist, daß die schädlichen und wirksamen Explosivstoffe sich nur zu Sprengzwecken eignen, und nicht im Krieg zum Schießen benutzt werden können.

Diesen „Uebelstand“ scheint der Pittsburg-Dr. Stephens H. Emmer's mit seiner Erfindung „Emmenite“ beseitigt zu haben, denn die Experimente mit diesem herrlichen Stoff sind recht zu- friedenstellend ausgefallen.

Um die gewaltige Kraft von Emmenite zu veranschaulichen, ist es wohl am Besten, Linen und anderer Explosivstoffe Kraftwerth im Verhältnis zu dem bekann- ten — beinahe hätten wir gesagt „populären“ — Dynamit auszubringen.

Nimmt man Dynamit Nr. 1 als Maßstab mit 100 Kraftwerth, so hat Schießpulver 4, Koburit 14, Picrit-Pulver 23, Schießbaum- wolle 58, Melinit 60, Tronit 120, Explosiv-Gelatine 154, Nitro- Glycerin 183, Emmenite Nr. 1—236.

Emmenite hat also nahe an 30 pCt. mehr Kraft als Nitro- glycerin und 136 pCt. mehr als Dynamit. Und es ist das einzige, bis jetzt bekannte Explosivstoff, welches die treibende Kraft des Schieß- pulvers mit der zerschmetternden des Dynamit verbindet.

Seine Herstellung ist so einfach, daß es auf jedem Kriegsschiff fabri- zirt werden kann. Es empfiehlt sich hauptsächlich für Artillerie- zwecke und Erzgruben. Seine Hauptbestandtheile sind: rauchlos, nicht entzündbar durch Reibung oder Erschütterung, sondern aus- schließlich durch Feuer, unabhängig von Temperatur-Einflüssen.

Sein Preis wird nicht höher sein, als der des Dynamit; mit 2500 Dollar könnte man eine Emmenite-Fabrik errichten, welche

täglich 10 Tonnen herstellt. Notabene, wenn das „Patent“ des Dr. Emmer's nicht existierte, welches er bereits an die American Powder Compagnie in Petersburg verkauft hat, welche die gesammte Fabrikation von Explosivstoffen in den Vereinigten Staaten „kon- trollirt“!

Das Emmenite besteht aus einer Mischung von Brennstoff oder salpetersaurer Carboläure, salpetersaurem Soda und Ammon- iak. Die erste dieser Substanzen wird gelocht bis sie halb flüssig geworden und dann werden die anderen Bestandtheile zu gleichen Theilen hineingerührt. Der kleisterartige Stoff wird dann vom Feuer genommen, abgelüft und in einem Mörser zerstampft. Das so gewonnene gelbliche Pulver brennt schwach und giebt mit Holz- stoffe gemischt einen scharfen Knall.

Sechs der größten Dynamitfabrikanten des Landes sind bereits in Chicago übereingekommen, die Fabrikation von Dynamit ein- zustellen, wenn sie das Fabrikationsrecht für Emmenite und Licho- lite erlangt haben.

Man denke sich den nächsten Krieg, wenn die beiden Heere aufeinander gehetzt werden, jeder Mann mit einer Waffe ausge- rüstet, aus der er mit dem neuen Stoff, neunundfünfzigmal stärker als Schießpulver und zerschmetternd wie Dy- namit, auf den Feind schießt — was wird von den beiden Heeren übrig bleiben?

Frage: Wer ist der Feind unserer Kultur?

Antwort: Die Sozialdemokraten.

Ein bürgerlicher Charakterkopf.

H. Marks ging 1875 im Knabenalter nach New-Orleans; er war erst in einem Handelsgeschäft, wurde aber mit 17 Jahren Journalist und langte nach mannigfaltigen Wanderungen in New- York an, wo er bei der „New-York World“ Beschäftigung fand. Hier arbeitete er auch für das einem Herrn Koppel gehörige, halb in deutscher, halb in englischer Sprache erscheinende Wochenblatt „Reformer und Jewish Times“. Nach Koppels Tode 1878 machte H. Marks die Bekanntschaft der Witwe und wurde, nur 14 Tage nach dem Absterben des Zeitungsbesizers der erklärte Liebhaber der Witwe. Sie hatte am Tage nach Koppels Tod das Verlags- recht dieser Zeitung auf Marks Namen übertragen und dieser er- warb auch das bewegliche Eigentum in den Bureau unter einem von ihm ausgestellten, von der Witwe Koppel in Gegenwart von Zeugen unterschriebenen Pachtbrief. H. Marks behauptet, er habe der Frau 1000 Dollars für das Blatt gezahlt und wies auch die Empfangsbekundigung vor Gericht vor. 1879 befand sich Frau Koppel in interessanter Umhän- den. Vor Gericht behauptete die Frau eiblich, daß Marks nichts für sie gethan habe, während seiner- seits Marks erklärte, er habe ihr alles Geld, das er besaß, aus- gehändigt und einen Notar beauftragt, ihr regelmäßige Rente auszuzahlen, während er in England abwesend war. Das Knä- seln wurde eines schönen Morgens dem H. Marks auf die Thür- schwelle gelegt, denn er und die schöne Witwe hatten sich weidlich gezannt. Sie war an einem Samstag Nachmittag im Bureau des „Reformer“ erschienen, hatte die Fenster zertrümmert und alle Möbel im Zimmer klein geschlagen. H. Marks hatte sich eiligst zurückgezogen und ließ die Frau als verrückt verhaften, um sie in ein Irrenhaus einzufrieden. Sie wurde aber wieder freigesetzt und strengte einen Prozeß gegen H. Marks an, der jedoch nie zum Austrag kam. Mit Hilfe der durch seine „Lebenswürdigkeit“ verdienten Gelder gründete Marks in London eine Zeitung, die „Financial News“. Im Jahre 1887 wurde die Rae Gold Mining Company der Londoner Kapitalisten von der „Financial News“ in einem Leitartikel als solide Anlage anempfohlen. H. Marks war thätiglicher Eigentümer der Goldminen und Gründer der Ge- sellschaft. Natürlich erschien sein Name nicht als Eigentümer, sondern ein Strohmann, Namens Smith, wurde als „Vendor“ vorgehoben. Er erhielt für seine Mühe £t. 200. Seine Rolle bestand darin, seinen Namen für die Zahlungen herzugeben, die für die Shares gemacht wurden. Für die Goldgrube, eine un- bedeutende Farm in Transvaal, soll Marks etwa 2000 £t. St. bezahlt haben. Marks suchte nun dieselbe an die englischen Kapitalisten zu verkaufen. Es wurde eine Gesellschaft gegründet, die Rae Gold Mining Company, mit einem Kapital von £t. 50 000; das Publikum zeichnete nur zwischen £t. 6000 und 7000; aber um die Shares hinauszutreiben, übernahmen einige Bekannte des H. Marks, worunter sich mehrere in der „Financial News“ wohlbekannte Namen befinden, etliche 20 000 Shares, indem sie jedoch, als ein Agio erhältlich war, auf das simple Publikum ab- gaben.

Harry Marks ist jetzt konvertirter Mitglied des Londoner Geschäftsraths, sehr reich natürlich, besitzt, wie Herr Sidler, eine Villa und geht natürlich jeden Sonntag zur Kirche.

Die Daten aus seiner Vergangenheit sind in einem Prozeß vor einigen Wochen ans Licht gekommen.

Streiks.

„Man will Strikes verhindern“, „Man will die Aus- scheidungen der Arbeiter verhindern“, so verkündet uns von Zeit zu Zeit die Tagespresse, wenn irgend eine Vereinigung der Kapi- talisten erzielt wurde, um die Arbeiterbewegung zu bekämpfen.

Was ist nicht alles schon auf diesem Wege erprobt worden; die Presse hat allen Einfluß dazu verwendet, um das Gehirn der Arbeiter so zu verfließen, daß das Gift der Arbeiterbewegung nicht eindringen sollte; vergebens. Pfaffen haben gebetet, gesungen und alle Kräfte angewandt, mit denen sie gewöhnlich ihre Schaafherde beherrschen; vergebens, der Wolf dringt in ihre Ställe.

Professoren haben sich abgemüht, um durch „wissenschaftliche“ Abhandlungen die Arbeiter von ihrem „unsinnigen“ Streben ab- zuhalten; vergebens.

Der Staat hat mit seiner ganzen Strenge die Wortführer der Bewegung seine Macht fühlen lassen. Angeheuer ist die Zahl der Opfer, wenn wir die internationale Bewegung überblicken; ver- gebens auch hier. Immer weiter dehnt sich die Bewegung aus, immer energischer werden ihre Angriffe, immer bestimmter ihre Forderungen, immer klarer ihre Ziele. Kein Wunder, daß sich die Kapitalisten zusammen schaaren, um neue Mittel auszuhecken gegen diese unheimlich wachsende Bewegung. Der „heilige Vater“ in Rom hat seinen Segen zu einer Liga gegeben, die von katholischen Studenten gegründet wurde, um diese Bewegung zu bekämpfen.

In Australien hat eine Konferenz von Vertretern sämmtlicher Kolonien stattgefunden, um über Maßregeln zu beraten, um die Biedertehr von Strikes zu verhindern.

Es die Herren wollen oder nicht, sie selbst leisten dadurch der Bewegung Vorspanndienste. Durch diese Konzentration des Kapitalismus werden die Arbeiter ebenfalls gezwungen, alle Kreise der Arbeiter als Hilfstruppen in ihrem Kampfe gegen die Macht des ersten heranzuziehen. So verschwindet das Einzelgefecht und an seine Stelle tritt der Massenkampf, wo sich Armeen gegen- übersehen.

In diesen Massenkämpfen lernen die Arbeiter sehr schnell, reifen sie heran für den Entscheidungskampf, wird aus ihren Schädeln das beschränkte Nachinteresse herausgedrückt und ihnen das Klasseninteresse eingebläut. Ohne die Gegenarbeit der Kapitalisten würde die Arbeiterbewegung das Tempo nicht aufweisen.

Also mögen sie ihre Mienen legen, um die Bewegung zu sprengen, an den Gegenminen von Seiten der Arbeiter wird es nicht fehlen.

Friedhof.

Kein Salvenschuß, kein Trommelfang,
Als sie den Freund begraben,
Reiß Sonnenchein, kein Leichenfang —
War doch ein Held sein Leben lang
Im Kampf mit großen Baben.

Der Heerwind pfliff, sein Heulen schwoll,
Die Weiden seufzten schaurig;
Die Schaufel voll, die Erde scholl,
Beschränkten Armes stand der Groß
Am Grabe stumm und traurig.

Kein Pfaff verhielt Ansterbligkeit,
Kein Pfarrer las die Messen;
Ein heilig Lied, ein schweigend Leid,
In ihrem dunklen Feiertag
Behlagen die Cypressen.

So blieb die Menge drängend stehn,
Als sich das Grab geschlossen;
Da dröhnt es: Auscinandergehn!
Und schon war Helm an Helm zu sehn —
Des Himmels Zähren flossen.

Nun sog ein Kranz mit rothem Band
Wohl auf des Grabes Mitte;
Und als er auf den Hügel sank,
Da zogen schnell die Wächter blank
Der Bucht und frommen Sitze.

Von Leichenstein zu Leichenstein
Die Klängen aus den Scheiden!
Auf Schädelstätt und Totenbein
Sie hieben in die Massen ein —
Da weinten alle Weiden.

Das freche Lärmen klingt an's Ohr
Der schlummernden Scippe;
Entsetzen schlug den diechen Chor,
Und schwerbedrückt fuhr empor
Der Todten stille Sippe.

Der Regen goß, der Sturm schrie auf,
Blut floß um Kreuz und Hügel,
Und ruhig von des Kranzes Schlaf
Ein Vogel stieg gen Himmel auf
Mit purpurrothem Flügel.

Karl Wendell.

Eine Großthat.

Von Arne Garborg.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von E. Marholm.

Es war an einem Novembertag in Christiania und der Tag war, wie solch' ein Novembertag sein soll in diesem hyperboreischen Loch: grauhaft und unbehaglich, mit gelben Windwirbeln, die um alle Straßenecken segelten, und Reiffrost in der Luft, so scharf und dicht wie treibender Nebel.

Aber die Leute wollten doch draußen sein. Einer hier, einer da, fuhren sie die Fußsteige entlang, schwankend, stolpernd, im Winde flatternd wie alte Lumpen, mit den Hüften über den Nasen und den Händen über den Hüften, und die Frauen lavierten so gut sie konnten mit ihrem vielen Segelgeräth, das die Windstöße hin- und herwarfen. Dann kam so ein gelber Wirbel gefahren, packte sie, zog sie mit sich, fährte sie fort in seinem hohlen Griff, tanzte in die Runde mit ihnen, daß es den Armen schwindelte, schleuderte sie von sich gegen eine Wand oder einen Pfahl und empfahl sich. Und die Ziegel auf den Dächern häpften und tollten, als wären sie lebendig, und die Schornsteine machten Rausch und drunten an der Pipervilds-Brücke lagen die Sackten und Schoner und tauchten und duckten sich und ächzten im Tadelwerk und rissen an den Ketten, als wollten sie sich losreißen und wegzukommen suchen. Es war ein Hundewetter, aber die Leute konnten es nicht lassen draußen zu sein, am wenigsten die schlecht-eingelleideten.

Durch die Flingenbergstraße schoben sich mit viel Mühsal und großem Eifer zwei Bettelkinder mit einem Leierkasten; eine Dirne im Konfirmationsalter, großgliedrig, aber blaß, und ein Junge von zehn oder elf Jahren. An Kleidung hatten sie nur das Allernothigste, der Junge am wenigsten, und das Wenige, was sie hatten, bestand aus Lumpen und Löchern, zumeist am Jungen. Ihre Füße waren beinahe nackt, das, was ihnen als Schuhwerk diente, war nicht des Ansehens werth. Aber auf dem Rücken trug die Dirne den Leierkasten und der Bursch ging mit dem kleinen Leierkastensstuhl unter dem Arm und fror, daß er blau um die Nase war. Er war mager, wie eine Meerlase und hungrig wie ein Wehrwolf — und die Dirne war wohl nicht fatter.

Es fiel ihr schwer sich mit dem Leierkasten auf dem Rücken vorwärts zu arbeiten und sie meinte, wenn der Wind kam und mit ihr tanzen wollte, solle der Bursch sie stützen und ihr helfen. Aber der Wind war stark und der Junge schwach und mehr als einmal wurde sie an die Mauer gestoßen, daß es in ihr und im Leierkasten sang. Dann schrie sie durch den Sturm den Jungen an, er sei ein Stodfish und ein Schafskopf und allerlei anderes, was wahrscheinlich ebenso häßlich war, aber der Junge nahm es mit Ruhe und zitterte und fror und hauchte in seine steifen Finger, die so dünn waren, wie

die Zähne einer Harke und wenn die Dirne das sah, wurde sie milder.

„Frierst, Hans?“ zirpte sie.

„Na, 's geht“, antwortete Hans.

„Schlag' die Arme umeinander“, sagte das Mädchen und stellte sich mit dem Leierkasten gegen eine Handtür. Der Junge setzte den Stuhl weg und versuchte es, aber war so steif und ungelentig, daß er es nicht fertig brachte. Es that weh in den Fingerspitzen und nützte doch nichts.

„Dred!“ sagte er, „es ist alles eins; ich friere auch nicht mehr so sehr. Laß uns nur weiter gehn.“ Und so ging, sie.

Sie waren in diesen Tagen mütterlos, die Weiden. Die Alte lag dabei in ihrem Logis in der Ködfylde-Straße und war krank, sonst hätte sie sich gewiß nicht geschont. Denn gewöhnlich war sie jeden Tag auf der Straße, die verlämmerte Halbtolle mit dem Schweinegesicht und dem flachen schwarzen Strohhut über Augen und Ohren, wie das Strohdach über einem Heuschaber. Tag für Tag, im Winter und Sommer, stand sie in den Höfen und drehte und drehte sich was auf dem Leierkasten vor, um das Essen für sich und ihre beiden Lämmer zu verdienen, die keinen Vater hatten, der sie versorgte, Gott helf uns! sie hatten überhaupt anständigerweise keinen Vater —; und das Johannechen und der Junge waren mit und sangen, denn das Johannechen war ein Wunder im Singen. Sie hatte eine Brust, so leicht, so leicht und eine Stimme war in ihr, als wäre sie ein Junge. Keine konnte so hoch in die Höhe gehen, wie sie und dabei hatte sie eine Art durch die Nase zu singen, wenn sie recht einsetzte, daß es dem Verhärtesten durch Mark und Bein ging.

Die „Närrsche-Kathrine“ sagte oft, sie könne Gott nicht genug für das Johannechen danken; es gab immer Schillinge, wenn sie mit war, nicht zum wenigsten von den feinen Leuten; und wenn der Leierkasten quielte und Johanne sang, war es so schön anzuhören, daß die Närrsche-Kathrine wenigstens nichts Schöneres wußte in dieser Welt.

Im ganzen ging es der Närrsche-Kathrine ziemlich gut und keiner konnte es anders sagen, als daß sie für sich und die Kinder zu sorgen verstand. Zu trinken pflegte sie nicht, außer wenn es sich so machte; ohne Essen war sie selten, so lange sie gesund war und Kleider hatte sie für sich und für Johanne so weit, daß sie damit auf die Straße konnten. Mit Hans ging es auch, er konnte zu Hause bleiben, wenn das Wetter zu kalt war.

Aber in den letzten zwei Tagen war die Närrsche-Kathrine so elend gewesen, daß sie nicht ausgehen konnte und so gab es denn keinen anderen Rath, als daß das Johannechen heute allein in die Stadt mußte. Da versielen sie darauf, Hans solle mitgehen. Viel nutzen konnte er wohl nicht, der arme Hansemann, aber es war doch immer soviel, daß Johanne Gesellschaft hatte, und außerdem war der Hans so schlecht gekleidet und sah überhaupt so erbärmlich aus, daß viele Mitleid haben würden, wenn sie ihn ansahen und das könnte eine Nachhilfe für die Einnahme sein, meinte die Närrsche-Kathrine.

Dasselbe meinte auch Johanne. Hans winselte dagegen; aber er begriff, daß die Frauenzimmer Recht hatten und so machten sie sich denn auf den Weg.

An der Pforte eines großen Miethshauses blieb Johanne stehen. „Hier wollen wir's versuchen“, sagte sie.

„Vielleicht hilft's“, heulte Hans; er konnte es nicht verbergen, daß er zitterte. Die Zähne klapperten ihm im Munde.

Hinein ging es mit viel Beschwerde; der höllische Wind stand gegen die Pforte. „Setz'n Stuhl dahin“, sagte Johanne. Hans that es. Darauf wurde der Leierkasten von Johannens Rücken auf den Stuhl besördert und sie fing an zu drehen.

Das ging. Johanne sah ihren Bruder mit selbstzufriedenem Ruhe an; was sagst Du dazu? fragten ihre Augen. Hansemann nidte, er sagte nichts dazu. 's Johannechen konnte seine Sache. Und lustig ging es mit Liedern und Walsern und der Wind tanzte und die Dachziegel häpften und ein langes frankes Stöhnen ging durch die Schornsteine und Gänge und alle Gucklöcher; aber der Leierkasten pfliff ärger als der Wind in Schornsteinen und Gucklöchern und es ging so frisch, daß Hans glaubte, es sei ein wahres Vergnügen.

Aber 's Johannechen dachte darüber nach, daß es sich bei diesem Wind nicht gut singen lassen würde, besonders wenn man so hungrig war, wie sie heute. Es sang sich nie gut, wenn man allzu hungrig war; man hatte nicht die rechte Kraft in der Stimme. Und dazu fuhr der Wind umher und setzte einem Staub und Reif entgegen, daß einem Sehen und Atmen verging; — aber man mußte thun, was man konnte.

„Sing' mit, Hans! Das wärmt ein bißchen“, sagte Johanne. „Kennst Du Gjesi Baardsens Liebeslied?“ Nein, Hans kannte es nicht. „Kennst Du: Wir sagten's so oft und Du weißt es so gut?“ Nein. „Du Dorfch! Aber Des Seemanns Verlobung und der Liebsten Un-

treue, das kennst Du doch?“ Ja, das glaubte Hansemann zu kennen. Und so hoben sie an, winselnd und schwach, quiekend, wie die Kage, wenn man sie in den Schwanz kneipt:

Ich war junger Seemann, ich zähl' achtzehn Jahr
Als ich mich verlobte, es war im Frühjahr;
Es war eines Abends, die Uhr war just neun,
Da hab' ich begehret die Jungfrau so rein.
Du — du, dudeldu . . .

Hans zitterte, daß er fast nicht singen konnte, aber mit dem Johannechen ging's besser:

Sie war mir gewogen, sie gab mir ihre Hand
Und sagte: so knüpfen wir unser Liebesband.
Wir waren Verlobte der Monate drei,
Darauf kam ein and'rer, da war es vorbei.
Du — du, dudeldu . . .

Der Wind schrie in Treppengängen und Schornsteinen, Staub und Reiffrost trieben um sie in die Runde, daß die Augen ihnen voll Wasser liefen und dem Johannechen kam der Wind einmal um's andere in die verkehrte Kehle, daß sie husten mußte; aber sie ließ nicht nach; sie sang sich warm und es ging besser und besser, breiter und breiter, mehr und mehr durch die Nase:

Das Schiff sollte segeln, wir sollten an Bord
Und läuten die Anker in Arendals Fjord;
Wir standen und zogen und sangen mit Macht,
Da hat mir ihr Bruder ein Briefchen gebracht.
Du — du, dudeldu . . .

Nach las ich das Briefchen, was sollte das sein?
Ich dachte des Abends im blühenden Dain.
Ich dachte des Abends, da sie ihre Hand
Mir reichte und sprach: wir knüpfen unser Band.
Du — du . . .

Sie schielten umher nach einem Anzeichen, ob es was gäbe; aber sie sahen nichts, als zwei Dienstmädchen, die auf einer Treppe standen und lachten.

Grüß' deine liebe Schwester recht freundlich von mir
Ich traure um keine in Norweger hier;
Wir wissen die Segel und alles ist klar,
Treulose Sophie, leb' wohl in Arendal.
Du — du, dudeldu . . .

Der Wind war uns günstig und stand auf Nordost
'ne halbe Meil' von Torung verließ uns der Voors',
Am anderen Morgen, die Uhr war just sechs,
Lavirten auf Kurs wie von Nord gen Nordwest.
Du — du, dudeldu . . .

Dann setzten wir Segel vor günstigem Wind,
Bramsegel und Raaseg'l, nun ging es geschwind.
Adieu liebe Heimath und Ungetreue weir,
Du wirst mit der Zeit noch vielleicht es bereu'n.
Du — du, dudeldu
Dudell, dudell, du, du, du.

Die beiden Mädchen auf der Treppe lachten lustig und gingen ihres Wegs. Niemand sonst war zu sehen. Uh hu — hu! sagten die Schornsteine.

's Johannechen und Hansemann schielten einander an, etwas . . . aber das durfte man sich nicht merken lassen. „Ich denke wir versuchen's mit „Gustav und Karoline“, was?“ meinte Johanne. „Man zu“, zitterte Hans.

An einem Fenster ganz oben stand ein junger Student und sah hinunter; den hatten sie nicht bemerkt. Er war blaß und fein, ein bißchen vornübergebeugt und flachbrüstig; das Haar schwer, schwarz, romantisch; ein etwas naseweises Binzenez tritt auf einer etwas naseweis ausgeworfenen Nase, die Stirn war finster und mit drei feinen Runzeln, aber um den Mund lag ein Lächeln, halb spöttisch, halb mitleidig. Es war greulich, diese Kagenmusik anzuhören, dachte der Student. Das schnitt in jeden Nerv, das ging durch Mark und Bein; an arbeiten kein Gedanke — er wär' längst mit ein paar Schillingen drunten gewesen und hätte sie hinausgewiesen — „Bitte! macht, daß Ihr geht!“ mit einer flotten, vornehmen Handbewegung; aber es traf sich so unglücklich, daß er heute nicht mehr und nicht weniger als ein Zwölfschillingstück besaß und das mußte er für's Mittagessen aufbewahren.

Außerdem that es ihm im Grunde leid um die zerlumpten Geschöpfe, wie sie da im Wind und Frost standen und für ihr Leben sangen; na, er wollte es mit Ruhe nehmen und sie ihr Lied zu Ende singen lassen, vielleicht hatte jemand sonst Sinn für solche Musik und mehr in der Tasche als er.

Der Student setzte und versuchte zu arbeiten. Er hatte ein unruhiges Gefühl, wenn er länger stände und hinuntersäße, könnte das Gewissen erwachen . . . „Wenn das Subjekt im infinitivischen Satz dasselbe ist wie für das Hauptverbum — er verstand das nicht . . . Subjekt im infinitivischen Satz — dududu . . . dudulidu! . . .“ folgte in der Regel bloß der einfache Infinitiv in Beziehung auf das Hauptsubjekt . . . Hauptsubjekt . . . Hauptsubjekt (Nominativ mit Infinitiv § 147) . . . er startete und startete darauf hin und verstand kein Wort.

„Na — o, Gott sei Dank, da hören sie auf. Nun sind sie fertig. Sie haben erst ein paar Schillinge bekommen und gehen. Er seufzte erleichtert und fing wieder an mit voller Kraft. „Wenn das Subjekt im infinitivischen Satz dasselbe ist mit dem leitenden Verbum . . .“

Da brach die Kagenmusik aufs Neue los. „Empfange hier, Du meine theure Puppe,“ hob Johanne im greu-

lichsten Rasenton an. „den letzten Gruß, den Dir mein Herz heutzutage, dudubelidu, dudubelidu; „in die Hölle“ — fluchte der Student.

Aber 's Johannechen ließ nicht nach. Sie hatte sich warm gejungt und sang aus Herzensgrunde:

Holde Ana, die ist nichts verborgen,
Deine Schönheit fällt mein Herz mit Sorgen;
Meine Brust erbebt vor Liebeschmerzen,
Bis den letzten Puls der Tod gelähmt,
Dudubelidu, dudubelidu,
Bis den letzten Puls der Tod gelähmt.

Der Student droben stampfte auf die Diele; es war eine Musik, um das Leben aus einem Großtürken zu peinigen, eine Musik um einen Laternenpfahl, einem Stück Holz, durch Markt und Wein zu gehen:

Dir allein glüht dieses Herz entgegen,
Dir allein brennt meiner Liebe Licht,
Dich nur kann ich in Gedanken hegen,
Tag und Nacht verläßt dich mich nicht,
Dudubelidu, dudubelidu,
Tag und Nacht verläßt dich mich nicht.

Nun stand der Student am Fenster. Er hatte vier oder fünf feine Runzeln zwischen den Augenbrauen und keinen Schatten eines Lächelns um den Mund. Nun wollte er sie weg haben, auf die eine oder andere Weise, ans Fenster klopfen, sie mit einem Wink wegweisen . . . oder . . . oder . . . nein, selbst gehen wollte er nicht. Er froh, wenn er nur hinausjah. Und da standen die armen Bälger und machten Musik . . . hm, sicher nicht zu ihrem Vergnügen. Er legte zwei neue Holzstücke in den Ofen und wußte nicht, was er thun sollte.

Herr Gott, er konnte ja eigentlich zum Höker in den Keller gehen und seine zwölf Schillinge wechseln und die Bälger konnten ein paar Schillinge bekommen . . .

Reinen Purpur, meine gold'ne Krone
Tausch' ich gerne, gerne für dich ein,
Du bist mehr als eine Königskrone,
Glänzte sie auch wie der Sonne Schein,
Dudubelidu, dudubelidu.

„Nein, Pein und Tod, das muß ein Ende haben,“ fluchte der Student, zog seinen Ueberrock an und ging. Aber die Kagenmusik folgte ihm schneidend über Treppen und Gänge und die ganze Zeit hörte er den Prinzen zum „Sohn der Hütte“ in Johannechens Verdolmetschung mit Rasentönen zum heiseren Geleier sprechen:

Sohn der Hütte, müß mich nicht beneiden,
Sieh' ich noch so hoch auch über dir,
Schenke mir der Himmels bestre Freuden,
Als die Erde vorenthalten mit.
Dudubelidu, dudubelidu . . .

Der Student blieb im Vorhause stehen und betrachtete die armen Musikanten. Er froh im Ueberrock und er sah, daß Hans ohne Ueberrock froh:

Ueber'm Grab jedoch, wo alles lächelt,
Fürstengröße keinen Vorzug giebt,
Wo die Siegespalme uns umfächelt,
Eint für ewig sich das Paar, das liebt.
Dudubelidu, dudubelidu,
Eint für ewig sich das Paar, das liebt.

Das Mädchen stand und drehte den Leierkasten und sang, und der Junge stand und rieb sich die Hände und sang, und der Wind spielte mit ihren Lumpen und wehte ihnen den Staub in die Augen, und die Augen waren roth, und die Nasenspitzen waren roth, und die Hände waren roth wie Hummerischeren. Nun hörte die Musik auf und sie sahen umher, unruhig, eintmüthig, ihre Augen baten . . . Er hatte das Zwölfschillingstück zwischen den Fingern. Der Teufel hole das Mittagessen! Eine Mark konnte er ja übrigens immer bei Peterson leihen . . . er ging hin und legte das ganze große Geldstück in Johannechens Hand. Er vergaß „Geht!“ zu sagen, er vergaß den stottern Wink mit der Hand, er gab ihr nur das Zwölfschillingstück und ging.

Die beiden Kleinen nahmen es, sahen das Schillingstück an, sahen einander an; das Weinen zitterte ihnen um den Mund, ihre Augen waren voll und warm wie von Freudenthränen. Sie hielt einander an der Hand und sahen zum Fenster hinauf und suchten den Studenten . . . und trippelten.

Aber der Student froh, als er oben war, hängte den Ueberrock weg und legte den Ofen voll Holz. Er fürchtete, sich erkältet zu haben. Und er murmelte in sich hinein: „Währe man wenigstens, ob diese Bälger es wirklich so nöthig haben, wie es den Anschein hat.“

Aber 's Johannechen und Hansemann trauten davon, so schnell sie es im Sturm zuwege brachten. Sie waren seelenvergnügt und hatten keinen anderen Gedanken, als wie sie sich mit ihrem neuen Reichthum am besten etwas zu Gute thun konnten.

„Bist' hungrig Hansemann?“ fragte Johanne.
Hansemann lachte über seine ganze kleine Frage.
„Bin nicht frei davon.“ sagte er.

„Sollen wir auf'n Dampf geh'n und Mittag mit Beilage kauen?“ fragte Johanne.

Hansemann lachte laut. „Das will ich meinen,“ sagte er. Und die Augen des kleinen Zämmelings glänzten.

Er dachte an warmes Essen, gutes, warmes Essen in einem warmen, hellen Saal, wo er und seine Schwester ruhig sitzen und aus derselben Schüssel essen und sich gut satt essen und sich wärmen konnten, wo sie es gut und warm hatten und froh und satt waren . . . ooh! ja, das wollte er! das wollte er! ooh! er war so hungrig, er war so schrecklich hungrig.

Und nicht denken an den schwarzen Verschlag am Ende der Ködshld-Strasse, droben unter dem alten, häß-

lichen Dach, wo es immer so kalt und rauh war, denn das Fenster war nur eine Luke im Dach, halb verbaut . . . Da zu sitzen und Butterbrot zu kauen und Wasser oder Dünmbier dazu zu trinken . . . nein, und hatte man einmal was zum Einheizen, so gab es so viel Rauch, daß man die große Luke im Dach aufstun mußte und dann war es nicht zum Aushalten . . . und nichts als ein einziger Stuhl war da, die anderen mußten auf dem Bettrand sitzen; und nicht umdrehen konnte man sich, wenn alle Drei beisammen waren und heut' war Mutter krank, das war noch schlimmer als schlimm; — aber in der Dampfzucht da war es gut sein, da konnte man sitzen und sich eine Stunde lang wärmen, wenn man wollte und da war ein Kellner, der einen bemerken und dem man leid thun konnte, und der einem einen Bissen Brot, oder eine Suppenschüssel, oder einen Fleischrest zuschob, den ein Anderer übrig gelassen . . . oh, Hans war so froh und innerlich so warm; und wie das nun damit zusammenhing: selbst der Wind schien ihm nicht mehr so schneidend, wie vorher.

Aber plötzlich blieb Hansemann stehen und die Freude glitt von ihm ab so rasch und deutlich, daß man es mit Augen sehen konnte.

„Was giebt's?“ fragte Johanne ärgerlich. Denn sie wußte, was es gab. Sie ging selbst und dachte darüber nach.

„Mutter,“ sagte Hans.

„Ja, was weiter?“ fragte Johanne sauer.

„Sie sagte, wir sollten . . . nach Hause kommen, wenn wir was bekommen.“

„Dorcktopf, glaubst', ich hab's vergessen, was?“

Sie schwiegen. Jedes sah nach der anderen Seite.

Darauf fing Hansemann an zu weinen. „Ich will Mittag haben,“ plärrte er.

Das wollte 's Johannechen auch, mehr als gern, allzu gern. Sie fing wieder an darüber nachzudenken; ich kann's ja auf Hansemann schieben, dachte sie.

Sie gingen und gingen. Aber es war, als käme ihre Füße nicht vorwärts und dabei blies es so scharf . . .

Nach einer Weile blieb 's Johannechen stehen.

„s ist kein Vergnügen, krank zu sein, weißt Du,“ sagte sie.

Hans weinte nicht mehr, er schnuckte nur noch dann und wann auf. Und sein mageres Gesicht sah so erbärmlich aus.

„Wenn wir nach Hause gingen“ — fuhr Johanne herauf.

Hans blieb stehen, rieb sich die Augen und dachte nach.

„So könnten wir uns ja unterwegs ein Brot kaufen und etwa Wurst, Speckwurst . . .“

Hans sah auf.

„Und eine halbe Flasche Bier, Bayerisch Bier natürlich . . .“

Hans sah einverstanden aus.

„Und vielleicht einen Schnaps für Mutter; Du weißt, sie sagte, wenn sie einen halben Hieb hätte, würde sie wohl wieder gesund, sagt' sie.“

Hans senkte sein sorgenschweres Haupt und dachte.

Mutter war immer so närrisch, wenn sie Branntwein bekam und dann ließ sich's machen, daß man am Nachmittag zu Hause blieb.

Sie zogen vorwärts und Hans fing wieder an zu winseln: „Hanne . . . Hanne . . . ich will Mittag haben.“

Aber nur ganz leise und verstohlen.

Johanne war eigentlich nicht damit zufrieden, daß Hans so nachgiebig war. Der Stockfisch! konnte er nicht dagegen schreien? konnte er sich nicht zur Wehr setzen? dann hätte man einen, auf den man's schieben konnte. . .

„Ja, Mittag ist gut,“ sagte Johanne.

„Ja, ja,“ heulte Hans flehentlich.

„Und wir kriegen's auch so selten.“

Hans sah um sich mit sauren Blicken. Alle diese da, alle bekamen Mittag, jeden Tag, alle!

„Und wir könnten immer ein paar Schillinge für Mutter am Nachmittag zusammenspielen, was?“ meinte Johanne.

Hans sagte nichts dazu. Und sie zogen weiter.

Sie spulerten sich, so sehr sie konnten, als fürchteten sie einen Meinungswechsel. Aber ihre Füße waren so schwer und wurden immer schwerer und schwerer und ihr Gang immer langsamer und langsamer.

„Na, was sagst?“ fragte Johanne.

„Nichts, sag' ich,“ antwortete Hans.

So ging es wieder eine Strecke. „Was?“ sagte Johanne.

„Was denn?“ fragte Hans. „Ich glaube, Du sagst was,“ sagte Johanne.

„Nein, ich hab' nichts gesagt.“ antwortete Hans.

Nun sahen sie die Dampfzucht.

Sie schielten einander unruhig von der Seite an. Sie waren bange vor einander und warteten auf einander. Mittagessen war gut, aber —

„Mutter hat heute kein Essen geschmeckt,“ sagte Johanne.

Hans sah sie ungerührt an; das wußte er.

„Es ist kein Vergnügen krank zu sein, weißt Du,“ sagte Johanne.

Hans sah auf den Weg und dachte.

„Es war eine Brotkruste im Schrank, die bekamen wir . . . damit wir flink sein und bald mit Geld heimkommen sollten, sagte Mutter.“

Hans kam das Weinen wieder an; er verstand, wo das hinaus sollte.

„Und man kann nicht wissen, ob wir Nachmittags was kriegen,“ fuhr's Johanne herauf.

Hans blinnte mit sehnsüchtigen Augen weg auf die

Dampfzucht. Alle konnten da hinein, alle konnten zu Mittag essen . . . seine Mundwinkel verzogen sich und zitterten.

„Was meinst . . . wie gehen nach Hause zu Mutterchen, sagte Johanne mit großem Nachdruck und so lebhaft sie konnte, um den kleinen Zämmelking aufzumuntern.

„Ja, wir wollen geh'n,“ schrie Hansemann. Er sah den „Dampf,“ er roch den Speiseduft . . . er konnte das Weinen nicht länger bezwingen und legte los, daß es ihn schüttelte . . . aber trachte vorwärts, so rasch er konnte, damit die Schwester es nicht sähe, Böse war er auch.

Die Schwester ging ein Stück hinterdrein. Sie konnte auch das Weinen nicht länger bezwingen. Aber daß Hans es zu sehen bekam, war nicht nöthig.

Die Parteiverhältnisse der französischen Arbeiter.

Ueber die Parteiverhältnisse der französischen Arbeiter enthält ein Artikel von Prof. Hertner im „Deutschen Wochenblatt“ einige interessante Ausführungen, denen wir Folgendes entnehmen:

„Erst gegen Ende der 70er Jahre, nachdem das französische Proletariat etwas zur Bestimmung gekommen war, nach dem furchtbaren Aderlaß bei Niederwerfung der Kommune, faßte der Gedanke des Sozialismus wieder festere Wurzeln. Bis dahin hatten die Arbeiter Frankreichs, soweit sie öffentlich hervortraten, unter der Führung von Barbaret einem äußerst harmlosen Genossenschafts- und Gewerkschaftswesen à la Schulze-Delitzsch gehuldigt. Auf dem Arbeitertage zu Marseille im Jahre 1879 scharten sich aber um das sozialistische Programm bereits so viele Anhänger, daß Paul Brouffe und Jules Guesde, die hervorragendsten Vertreter desselben in Frankreich, zu der Gründung einer „kollektivistischen“ Arbeiterpartei schreiten konnten. Paul Brouffe war in Genf das Faktotum Bakunins gewesen und hatte bei diesem Meister der Intrigue gelernt. Als er wegen seiner blutrünstigen Artikel in seinem Blatt zu elf Monaten Gefängniß verurtheilt wurde, sah er aber ein, daß der Anarchismus nicht das „Richtige“ ist, ging nach Frankreich und wurde zahn. Der frühere Apostel der „Propaganda der That“ wurde der Vater des Possibilismus.

Als Bakuninist war Brouffe Anhänger Proudhons; Guesde war Marxist; schon wenn alles Andere nicht gewesen wäre, aus diesem Grunde allein war die Spaltung unvermeidlich.

Der äußere Anlaß zu derselben ist für die Kennzeichnung der aus der Spaltung hervorgegangenen neuen Parteien wichtig genug, um hier eine kurze Erwähnung zu finden.

Ende 1881 bewarb sich der ehemalige Kommunist und Mechaniker Joffrin, ein Anhänger des Kollektivismus, im 18. Arrondissement um einen Sitz für den Pariser Gemeinderath. In seinem Wahlaufrufe ließ er indeß die Hauptpunkte des kollektivistischen Parteiprogrammes aus. So die Forderung nach Abschaffung des Privateigentums, nach Einführung eines Minimallohnes und des achtstündigen Normalarbeitstages. Hierüber entspann sich nun ein Streit zwischen dem Blatte Guesde's, der „Egalité“, und dem „Proletaire“, welcher von Brouffe geleitet wurde. Letzterer rechtfertigte das Vorgehen Joffrin's mit der Bemerkung: „Wir wollen unsere Bestrebungen in kleinen Dosen verabreichen, um derart ihre Annahme einem jeden möglich zu machen (les rendre possibles).“ Guesde gab daher seinen Gegnern den Spitznamen „Possibilisten“. Brouffe blieb die Antwort nicht schuldig und bezeichnete mit scharfer Verächtlichkeit der chauvinistischen Gefühle in der französischen Arbeitererschaft Guesde und seinen Anhang als „deutsche Marxisten“. Daß dem Intriquanten das bei der französischen Arbeitererschaft gelingen konnte, welche 1871 so international dachte, daß sie den Deutschen Liebtnecht zum Ehrenmitglied ihrer Regierung ernannte, ist ein Zeichen für die Schwere des Schlages, welcher das Proletariat nach Niederwerfung der Kommune seiner Führer und seines gesammten fortgeschrittenen Elementes beraubte.

Auf dem Parteitage in St. Etienne 1882 wurde die Trennung besiegelt. Dieselbe fand ihre Begründung in der verschiedenen Taktik. Das theoretische Programm blieb auch nach der Spaltung auf beiden Seiten scheinbar das gleiche. Während Guesde und Genossen aber auf dem prinzipiell revolutionären Standpunkt beharrten, verfolgten Brouffe und seine Freunde Benoit Malon, Joffrin, Allemane u. s. w. eine Art opportunistisch gefärbten Sozialismus. Man suchte so viel als möglich bereits „auf dem Boden der gegebenen Ordnung“ Erfolge für die Arbeiterklasse zu erreichen. Man schloß bei Wahlen Kompromisse mit „verwandten“ Parteien, um möglichst viele Siege in den öffentlichen Körperchaften zu erlangen oder wenigstens einen Abgeordneten in dieselbe zu bringen, welcher einige Forderungen der Arbeiterpartei zu vertreten versprach. Diese Politik hat scheinbare Erfolge zu verzeichnen; so hat der Pariser Gemeinderath, den die Possibilisten in die Hand bekamen, eine Reihe von bei uns sogenannten arbeiterfreundlichen Maßregeln getroffen. Aber für dieses Linsengericht einer Arbeiterbörse, eines Minimallohns der kommunalen Arbeiter u. hat das Proletariat sein revolutionäres Bewußtsein

geopfert, ist es unfähig gemacht, später, wenn die Zeit gut ist, das Ganze zu nehmen, was ihm gebührt. Der Fluch jeder possibilistischen Taktik zeigt sich auch hier.

In Paris hat der Possibilismus den größten Theil seiner Anhänger. Die Folge sieht man ja — die politische Indifferenz und Trägheit des gegenwärtigen Pariser Proletariats. Die Margisten haben ihre Hauptmacht in den Provinzen, namentlich des Nordens.

Auf dem internationalen Arbeiterkongresse zu Paris im Jahre 1889 wurden bekanntlich von Seiten der belgischen, holländischen und italienischen Vertreter ernsthafte Versuche gemacht, die beiden feindlichen Bräder zu versöhnen, um der bürgerlichen Welt nicht das Schauspiel zweier sich bekämpfender sozialistischer Arbeiterkongresse zu bieten. Ein solcher war nämlich auch von den Possibilisten ebenso gut wie von den Margisten einberufen worden. Allein vergeblich. Uebrigens ist auch eine Einigung mit Leuten, die den Grundsatz des Klassenkampfes verrathen und mit Männern wie Ranc und Clemenceau Schulter an Schulter kämpfen, nicht möglich.

Im Monat Oktober 1890 haben vier verschiedene Arbeitertage in Frankreich stattgefunden: der Regionalkongress der Possibilisten in Paris, der Nationalkongress dieser Partei in Châtelleraut, ferner ein Margistenkongress in Lille und eine Zusammenkunft der marxistisch gesinnten Gewerkschaften in Calais. Wir wenden uns zunächst der Besprechung der Possibilistentage zu.

Die Possibilistenpartei erscheint gegliedert in sechs Gewerkschaften: in die Federation von Paris und des Centre, in die des Norden, Westen, Osten, Süden und Algiers einschließlich der Kolonien. Der erstgenannte Gewerkschaftsverband hielt zur Vorbereitung des Nationalkongresses in Châtelleraut eine Zusammenkunft in Paris ab. Dieselbe beansprucht insofern einige Beachtung, als auf derselben bereits jene Zwistigkeiten sich erhoben, die später auf dem Nationalkongresse zu einer Spaltung der Partei führten. Der Streit drehte sich um diejenige Bestimmung des Parteistatutes, welche die Verantwortlichkeit der Abgeordneten regelt. Bisher hatten die Wahlkomitees, denen die einzelnen Abgeordneten ihre Mandate verdankten, auch die Aufsicht über die politische Haltung derselben geführt. Von der Entscheidung des Komitees stand dem Abgeordneten aber noch ein Appell an die Wählerversammlung offen. Nun trat Allemane, einer der Führer der possibilistischen Partei, mit der Forderung hervor, die Abgeordneten sollten unmittelbar der Aufsicht des Parteivorstandes unterstellt werden. Das hieß die Abgeordneten zu willkürlichen Abstimmungsapparaten in den Händen des Parteivorstandes machen. Dieses Verlangen erklärt sich einigermaßen, wenn man folgende Umstände berücksichtigt.

Während die meisten Führer der Possibilisten über Siege in der Kammer oder wenigstens im Pariser Gemeinderathe verfügen, hat Allemane allein das Mißgeschick getroffen, immer durchzufallen. Da wurde durch den Tod Joffrin's ein den Possibilisten sicherer Sitz in der Kammer frei. Allemane hatte gehofft, als Kandidat aufgestellt zu werden. Allein Brouffe unterstützte die Kandidatur Lavy's. Allemane scheint nun darnach gestrebt zu haben, sich durch die Verstärkung der Macht des Parteivorstandes, dem er angehörte, für den entgangenen Kammerstuhl schadlos zu halten. Er war hierin insofern vom Glücke begünstigt, als sein Antrag vom Gantage in Paris mit 51 Stimmen gegen 18 angenommen wurde, wobei allerdings 58 Vertreter sich der Stimmabgabe enthielten.

Für Brouffe und seine Freunde galt es auf dem Nationalkongress natürlich, diese in Paris erlittene Schlappe wieder wett zu machen. Derselbe wurde noch von beiden Richtungen beschickt. Bei der Prüfung der Mandate gerieth man jedoch bald in Streitigkeiten, die zum Austritt Allemane's und seiner Anhänger führten. So hat sich denn die bisher stärkste französische Arbeiterpartei neuerdings gespalten in die Brouffisten und die Allemanisten, wenn man die Bezeichnung nach den Parteihäuptern wählt, oder in die Possibilisten und in Neopossibilisten.

Hiermit war die Angelegenheit Allemane indeß noch nicht erledigt. Auf dem Parteitag zu Châtelleraut wurden von Brouffe, getreu dem Ausspruch seines Meisters: man muß hinter die schmutzigen Geheimnisse seiner Gegner kommen und sie dadurch in Furcht halten, auch höchst verdächtige Beziehungen zur Sprache gebracht, die Allemane als Leiter des possibilistischen Tagblattes „Le Parti ouvrier“ zu einem geheimen Agenten der Regierung gespielt haben sollte. Da dieser angeblich im Auftrage Rouvier's Gelder aus dem Dispositionsfonds an Allemane übermittelte, so verwandelte der Witz der Brouffisten den Titel des von Allemane herausgegebenen Blattes aus „Parti ouvrier“ rasch in „Parti Rouvier“.

Was den Inhalt der auf dem Kongresse gefaßten Beschlüsse angeht, so beziehen sich dieselben auf die Verstaatlichung und Vergemeindung gewisser Zweige des Wirtschaftslebens, welche für die Arbeiter als Konsumenten eine besondere Wichtigkeit besitzen, also des Wohnungswesens der Velleidung und Ernährung. Sodann wurde die Verwirklichung des Rechts auf Arbeit, eine Reform des gesammten Unterstufungswesens, die Frage des achtstündigen Normalarbeitstages und die der Bevölkerungsabnahme Frankreichs erörtert. Vertreten waren nach dem Abzuge der Allemanisten noch 132 Gruppen und Gewerkschaften auf dem Kongresse.

Ungefähr um dieselbe Zeit, da in Châtelleraut die Spaltung der possibilistischen Partei sich vollzog, hielt

auch die unter marxistischem Einflusse stehende Arbeiterpartei in Lille einen Kongress ab. Der Norden Frankreichs hat von jeher für diese Richtung des Sozialismus die größte Empfänglichkeit bewiesen. An dem Kongresse nahmen 71 Delegirte theil, welche 97 Städte und 212 Gruppen oder Gewerkschaften vertraten. Die wichtigsten Verhandlungsgegenstände scheinen folgende gewesen zu sein: Straffere Centralisation der Partei, Herausgabe eines wöchentlich in Paris erscheinenden Parteiorgans (bisher war man auf einige Provinzialblätter beschränkt); ferner die Frage der Fortbildung des Arbeiterschutzes und die des allgemeinen Streikes. Dieser letztere besitzt für die Arbeiter viel Verlockendes, und es scheint in der That den Führern nur mit großer Mühe gelungen zu sein, einen Beschluß zu Gunsten dieser Bahnidee zu hintertreiben. Hingegen erklärte man sich doch für die internationale Arbeitseinstellung der Kohlenarbeiter, falls diese selbst eine solche beschließen. Endlich wurde ein Beschluß für den achtstündigen Arbeitstag und die Wiederholung der Reiseerfaßt.

Unmittelbar auf den Kongress zu Lille folgte der Kongress der marxistisch gesinnten Gewerkschaften in Calais. Die Verhandlungen gewannen einen besonderen Schwung dadurch, daß daselbst die Lillarbeiter, ungefähr 3000 an Zahl, im Auslande sich befanden. Die Theilnahme an dem Kongresse war im übrigen eine ziemlich schwache. Es ist nur von 55 Delegirten die Rede, welche aber „mehrere hundert“ Gewerkschaften zu vertreten hatten, wie das Parteiorgan (Le Socialiste) sich ausdrückt.

Die Beschlüsse entsprachen zum großen Theile den in Lille bereits gefaßten. Außerdem verlangte man, daß die Mandatsdauer für die Mitglieder der gewerblichen Schiedsgerichte abgekürzt würde, daß für letztere auch weiblichen Personen das aktive und passive Wahlrecht zukommen solle, daß die Fabrikordnungen und Strafen beseitigt würden. An Stelle der Fabrikinspektoren hätten Kommissionen, gebildet von Mitgliedern der Gewerkschaften, zu treten. Die Regelung des Lehrlingswesens wäre den Gewerkschaften zu übertragen. Ausländische Arbeiter müßten denselben Lohn erhalten wie einheimische. Auch solle der Lohnsatz für Männer und Frauen der gleiche sein, wenn sie die gleichen Arbeiten auszuführen haben. Endlich wurde noch für Erweiterung der Haftpflicht der Unternehmer und für die Abschaffung des Akkordmeister-systems eine Lanze gebrochen.

Noch einmal die Doppelwährung.

Wir würden uns mit der Ignoranz des Stöder'schen „Volk“ nicht so eingehend befaßt haben, wenn nicht hinter dieser Ignoranz eine mächtige Partei stände, die Partei der bankrotten Großgrundbesitzer und des Kleinbürgertums, das durch Vermehrung der Zirkulationsmittel Großkapitalismus und Proletariat hofft übers Ohr zu hauen. Daß diese Absichten im „Volk“ nun gerade den allerdümmtesten Ausdruck gefunden haben, ist ja freilich besonderes Pech des „Volk“. Aber man muß eben immer festhalten, daß man es nicht mit ein paar konservativen Preßknechten zu thun hat, die ihre Unwissenheit zu Markte tragen, sondern daß hinter diesen falschaffischen Rekruten ganz mächtige Leute stehen.

Da die Forderungen dieser Leute sich in manchen Punkten mit denjenigen der amerikanischen Silbermänner decken, so sind wir im Stande, der „New-Yorker Volkszeitung“ einen Artikel zu entnehmen, der sich gleichfalls gegen diese Gelächter richtet; weil aber die Amerikaner doch immer noch gescheitert sind, wie unsere steifleinernen Gegner, so finden ihre Wünsche auch einen intelligenteren Ausdruck. Die amerikanische Polemik ergänzt insofern die unsrige, und in diesem Sinne drucken wir sie ab.

Dem Interesse des Proletariats und Lohnarbeiters ebenso wie dem des Kapitalisten und Arbeiter-Ausbeuters größeren Einfluß tritt dieses Kleinbürgerliche Jammergekrei nach Vermehrung der zirkulirenden Geldzeichen entschieden antagonistisch gegenüber.

Dem kapitalistischen Interesse deshalb, weil die durch künstliche, von demagogischen Gesetzgebern bewirkte Ausblähung des Umlaufmittels von Verwässerung, Entwertung desselben begleitet ist, den thatsächlichen Werth alles bis dahin in Grundbesitz, in Gebäuden, Maschinen festgelegten Geldes in entsprechendem Maße heruntersinkt. Mit anderen Worten: in Bodenrente, Wohnungsmiete, Kapitalzins, Unternehmerr Gewinn, Handelsprofit, — in allen Formen des Ausbeutungscharakters, realisiert sich der Ertrag in Geld mit verschlechterter Kaufkraft. Dazu kommt dann noch die spezifisch und ausschließlich dem kapitalistischen Standpunkt eigenthümliche Opposition gegen jenen, vom Kleinbürgertum beabsichtigten Effect der Geldvermehrung, der Abschüttelung von Schuldverpflichtung u mit sich bringt, indem danach alle Darlehen, Hypotheken in weniger leistungsfähigen Werthzeichen zurückgeführt werden können. Endlich muß dem Kapitalisten viel daran liegen, die Basis der Geldwährung in Rücksicht auf den Verkehr mit dem Auslande, wenigstens in solchem Maße zu präserviren, daß nicht durch ein stark fühlbares Uebermaß an Silber- und Papiergeld dieses Gold in Weltmärkte diskreditirt wird und dadurch Geld ein Uebermaß erlangt und zugleich „auf Reisen geht“, was ein entsprechendes Ansteigen aller kapitalistischen Schuldenverpflichtungen gegenüber dem Auslande, also auch ein mindestens gleichhohes Steigen aller Preise für importirte Waaren nach sich zieht.

Von all' diesen Erwägungen kapitalistischer Interessenspolitik ist nur eine einzige den Erzeugern und Wohlhabenden des Lohnproletariats gänzlich fremd, d. h. außer Zusammenhang in Ursache und Wirkung mit seiner eigenen Interessensphäre. Diese einzige tritt er selbst kapitalistische Erwägung des Uebermaßes gegen Schuldenabwälzung von Seite des Kleinbürgertums, insbesondere in Harterzeiten. Wenn den größten Raubthieren ein Theil der Beute zu Gunsten der Kleinen verloren geht, was kann uns seine Thräne des Mitleids entlocken. Was aber die Frage der Zahlungskraft des amerikanischen Geldes im Weltmarkte betrifft, so ist leicht einzusehen, daß ein Ueber-Agio für Gold, mit dem hierdurch bedingten Unter-Agio für Silber

und Papier, dem Lohnproletariat in häufigen Fällen verhältnismäßig weit mehr als den Kapitalisten Schaden zufügt. In der Periode 1873—78, als der Papier-Dollar zeitweise bis auf 35 Cts. herunterfiel — Notabene: auch im Inlande verkehrte! — da war dies für die Arbeiter gleichbedeutend mit einem Verluste an Kaufkraft des Lohnes genau in Höhe der Geldentwertung, insofern nämlich, als nicht eine Ausgleichung durch nominelle Erhöhung des Lohnes durchgekehrt werden konnte, was aber durch die ungünstige Geschäftslage damals ausgeschlossen war. Aber auch dann, wenn durch eine günstigere Handelsbilanz (durch starken Ueberfluß des Exportes über den Import) das Uradmetall des besondern Werthes von amerikanischem Silber- und Papiergeld temporär vermieden wird, dann wird immerhin jede, durch Währungs-Konfusion verursachte Verminderung des Ausbeutungsertrags auch mit empfindlicher Schädigung des Arbeiters, in Folge eines allgemeinen Steigens der Lebensmittelpreise, Hand in Hand gehen.

In dieser, wohlgerichtet: ausschließlich negativen Interessengemeinschaft zwischen Lohnarbeit und Kapital gegenüber den auf Geldvermehrung gerichteten Bestrebungen des Kleinbürgertums, — darin liegt der Grund dafür, warum 1: der Finanzfrage der Vertreter des kapitalistischen Standpunkts, insofern, als er fortwährend urtheilt, zu den nämlichen Schlüssen gelangt, wie wir Sozialisten, als Vorträger der proletarischen Interessen“.

Wir hatten in unserem Artikel mehr die humoristische Seite der Sache betrachtet — der amerikanische Auffatz zeigt, welche gemeine Berechnung hinter der scheinbar so treuherzigen Dummheit verborgen ist.

In Amerika sind es die Silbergrubenbesitzer und die Farmer, welche für die Silberausprägung schwärmen. Die Ersten, um dem Staat ihr Silber zu theuren Preisen anschmiegen zu können, die zweiten, damit der Werth ihrer Grundstücke steigt und der Hypotheken, die sie darauf haben, sinkt.

Bei uns sind es die Agrarier und die Kleinkapitalisten, welche das Geschrei erheben. Die Agrarier, welche noch nicht genug haben an der künstlichen Hochschraubung ihrer Grundstückwerthe, welche durch die Getreidezölle verursacht ist — zu Deutsch: ein vermittelst der bekannten „Klinke der Gesetzgebung“ vollführtes Taschenspielerkunststück, welches das Geld aus dem Portemonnaie anderer Leute in das eigene Portemonnaie überfließen läßt — welche durch Geldverschlechterung den Werth ihres „Eigenthums“ noch mehr steigern und den Lohn ihrer Tagelohnsklaven noch mehr drücken wollen. Und die Kleinkapitalisten, die ihre Gläubiger mit minderwerthigen Münzen bezahlen und gleichfalls den Arbeitslohn drücken wollen.

Das sind die „ehrlichen Leute“, wie das „Volk“ sich ausdrückt. Ja, ja.

„Ehrlichkeit ist eine Bier,
Doch weiter kommt man ohne ihr.“

Ueber Arbeiterbildungsschulen.

Die Frage der Arbeiterbildungsschulen ist jetzt, wo wir nach Aufhebung des Sozialistengesetzes etwas mehr Bewegungsfreiheit haben, wieder in den Vordergrund getreten, und für Berlin ist die Frage auch bereits in einer Versammlung erörtert. Da die Sache ansehnlich von großer Wichtigkeit ist, so wäre es sicher wünschenswerth, wenn sie einmal gründlich auch in der Presse besprochen wird. Vielleicht giebt unser Artikel einen Anstoß dazu.

Zunächst die Aufgaben der Bildungsschulen. Was sollen sie leisten?

In verschiedenen Artikeln, die ich über die Sache gelesen habe, wurden alle möglichen Forderungen gestellt. Da sollte Stenographie, Englisch, Französisch, Geographie und ganz in der Ecke auch ein Bißchen Geschichte und National-Oekonomie gelehrt werden.

Nun hat zwar der deutsche Arbeiter ein sehr großes Bildungstreiben und möchte überall gern lernen. Allein man muß immer bedenken, daß seine Zeit doch sehr beschränkt ist, und daß sich derjenige, der ihm den Bildungstoff darbietet, deshalb mit dem Nothwendigen begnügen muß. Stenographie mag sehr schön sein; aber erst dann, wenn nichts Wichtigeres mehr zu lernen ist; und ich glaube, wenn man so lange wartet, wird die Reihe nicht an sie kommen. Es giebt ja viele schöne Wissenschaften. Auch die Differentialrechnung ist sehr hübsch, ebenso die vergleichende Sprachwissenschaft; auch sind Kenntnisse sehr angenehm in der chinesischen Geschichte, in der Fabrication der echten Holländer Käse und der Kunst, verheirathet und doch glücklich zu sein. Wer wird das leugnen und wer wird leugnen, daß man nicht einmal in die Lage kommen kann, diese Wissenschaften zu gebrauchen. Aber wenn man Leute vor sich hat, die den ganzen Tag über sich abgearbeitet haben und ihre Unterrichtsstunde ihrer nothwendigen Ruhe entziehen, so wird man sich doch beiseiden müssen, auf alle diese schönen Sachen zu verzichten, und bloß das vornehmen, was wirklich nöthig ist.

Es ist gerade in der letzten Zeit oft wiederholt, daß wir doch daran denken müssen: wir stehen im Kampfe. Und je ärgher und mächtiger unsere Partei wird, desto mehr müssen wir daran denken, daß wir eine kämpfende Partei sind, denn desto näher rückt die Entscheidung. Deshalb müssen wir alle Kräfte die uns zur Verfügung stehen, auf den Kampf und die Vorbereitung des Kampfes verwenden; wir müssen die Regsamsten und Intelligenten unter den Genossen sich nicht mit allgemeiner „Bildung“ beschäftigen lassen, damit sie ihre kostbare Zeit verderben; überall muß auf das eine Ziel hingearbeitet werden. Es ist freilich schon manches gethan, die deutschen Arbeiter haben ein sehr gutes politisches Verständniß. Aber wer will sagen, daß schon genug

gethan ist, daß das Vorhandene ausreicht, wenn die Probe gemacht werden soll?

Also politische Bildung ist notwendig, rein politische Bildung. Lassen wir das andere den bürgerlichen Parteien, die sich anstrengen können und Zeit dazu haben. Wir haben keine Zeit und keine Kraft zu ändern Dingen, als zu politischen.

Die Kommune ist gescheitert, nicht nur durch die Uebermacht der mit den Preußen verbündeten Bourgeois, sondern auch durch ihre eigenen unrichtigen Maßnahmen. Was kann uns bürgen, daß nicht in einem ähnlichen Fall wieder solche Fehler gemacht werden, wie damals, als man die Bank von Frankreich nicht mit Beschlag belegte, was anderes, als eine möglichst tüchtige politische Bildung des Proletariats? Und mag nun die Entwicklung „friedlich“ vor sich gehen, oder anders — Fehler können eben nur vermieden werden, wenn man die nöthige Einsicht besitzt. —

Als Unterrichtsgegenstände kommen demnach nur allein in Betracht: National-Oekonomie und Geschichte.

Ich selbst hatte vor zwei Jahren den Anfang zu einem derartigen Unternehmen im Kleinen gemacht. Vielleicht ist es nicht ganz unnütz, wenn ich die Sache beschreibe, da mir die Einrichtung ganz praktisch zu sein scheint. Ich muß bemerken, daß aus dem Unternehmen damals nichts geworden ist, weil ich krank wurde und aus Berlin fort mußte, nachdem ich gerade drei Stunden gegeben hatte. Nachher kam es in andere Hände, die National-Oekonomie, welche ich vorgetragen hatte, wurde abgesetzt und andere Gegenstände vorgenommen, dann wurden auch die andern ursprünglichen Bedingungen nicht eingehalten, und zuletzt nahm das Ganze ein ziemlich trauriges Ende.

Zunächst war die Mitgliederzahl beschränkt; ich hatte 50 als höchste Zahl angenommen. Das ist meines Erachtens notwendig, damit der Vortragende im Stande ist, jeden Einzelnen persönlich genau kennen zu lernen, seine Eigenart, Kenntnisse, Fähigkeiten u. zu studiren und die spätere Behandlung danach einzurichten. Jeder Theilnehmende mußte sich verpflichten, pünktlich zu er-

scheinen und keine Stunde zu „schwänzen“. Bei der kleinen Zahl war eine Kontrolle darüber auch ganz gut möglich. Die Zusammenkünfte fanden einmal in der Woche Abends statt — ich glaube Mittwochs — und dauerten 2—3 Stunden. Ich hatte berechnet, daß der Kursus $\frac{1}{4}$ Jahre dauern würde.

Die erste Stunde trug ich vor. Da wir kein geeignetes kurzes Lehrbuch fanden, so faßte ich den Inhalt jedes Vortrages in einen kurzen Paragraphen von höchstens 10 Zeilen zusammen, den ich distirte. Der weitere Vortrag konnte nach Belieben nachgeschrieben werden oder nicht.

Nach dem Vortrag begann die Diskussion, die von mir geleitet wurde. Es wurden Fragen gestellt über unklar gebliebene Punkte, die ich beantwortete, schwierigere Partien wurden noch einmal klar gestellt u. Im weiteren Verlauf, zu dem es leider nicht kommen sollte, hatte ich die Absicht, an die Einzelnen kurze Fragen zu richten, oder sie zu kleinen Referaten von 5—10 Minuten Dauer zu veranlassen, um das Gehörte zu befestigen und um den präzisen mündlichen Ausdruck zu üben. Eigentliche rhetorische Uebungen hielt ich für gefährlich, weil dadurch leicht gepreizte und deklamirende Redner erzeugt werden. Mir schien die Hauptsache zu sein, die Mitglieder an knappen Ausdruck und scharfes Denken zu gewöhnen, das Andere kommt dann schon von selbst.

Die Kosten waren relativ gering. Es war ein Wochenbeitrag von 10 Pfennigen pro Mitglied festgesetzt, welche ich erhielt, und außerdem trank Jeder ein Glas Bier den Abend, so daß der ganze Abend nicht höher kam, wie 25 Pfennige.

So viel ich mich erinnere, hatten wir auch fünf weibliche Mitglieder. Die paar Stunden, welche ich geleitet habe, werden mir immer unvergänglich sein. Der Eifer und die Aufmerksamkeit, welche Alle den gerade so schwierigen und abstrakten Anfangsgründen der Oekonomie widmeten, waren außerordentlich und die Dinge wurden mit einer Schärfe und einem Verständniß aufgefaßt, daß gewiß mancher Professor auf solche Zuhörerschaft neidisch gewesen wäre. Wenn ich mich an diese

Zeit erinnere, so thut es mir noch heute weh, daß ich aus diesem schönen Anfang herausmühte.

Jedenfalls scheint mir durch diesen Versuch der Beweis geliefert, daß die beschriebene Methode gut ist, und vielleicht verdiente die Frage von Seiten der Theiligten eine Prüfung.

Eine Fabel.

Ein reicher Mann hatte ein Stück Land, auf welchem ein Maulthier weidete.

„Ich werde dich einschirren“, sagte der Mann zum Maulthier, „und dich dieses Land pflügen lassen, um Melonen darauf zu pflanzen, welche ich sehr liebe, während die Stengel dich reichlich mit Nahrung versehen werden.“

Das Maulthier erwiderte hierauf: „Wenn ich einwillige, zu diesen Bedingungen zu arbeiten, wirst du alle Melonen haben, und mir wird es schlimmer gehen, als jetzt, da ich trockene Stengel zu fressen haben werde, statt frisches Gras. Ich werde es nicht thun.“

„Wie unvernünftig du bist“, meinte der reiche Mann, „dein Vater hatte nie andere Nahrung als Disteln und arbeitete doch 16 Stunden und sogar mehr per Tag, ohne Murren.“

„Leider ist das wahr“, erwiderte das Maulthier, „aber Sie wissen doch auch, daß mein Vater ein Esel war.“

(Michael Hürschheim, Der einzige Rettungsweg.)

Literarisches.

„Lichtstrahlen.“ Erscheint halbmönatlich in Heften à 20 Pf. Dresden, Verlag von O. Harnisch. — 7. Heft. Ursprung des Gottesbegriffes. Von Hermann Teislter (Schluß). — Hausbiere und Kulturentwicklung. Von C. H. Herrmann (Fortsetzung). — Geschichtliches über den Marienkult. Von Hermann Teislter (Fortsetzung). — Kontra Koch. Von Dr. med. H. Lahmann. — Unsere Winterzeit. Von C. H. Herrmann — Literarisches. — Kleine Mittheilungen. — Nova Eklata, Roman von Heinrich Temeles.

Die „Neue Zeit“ (Stuttgart, J. H. W. Diez). 14. Heft. Inhalt: Zur Jahreswende. — Die Zivilisation und die großen historischen Klüfte. Von G. Plechanoff. — Die jüngste Schwertung des französischen Alerus. Von Paul Salargue. — Pariser Spaziergänge eines Hamburgers im Jahre 1796. Von Reinhold Kiege. — Notizen. — Heulleton.

General-Versammlung

des Wahlvereins im 4. Berliner Reichstag-Wahlkreis
am Mittwoch, den 14. Januar, Abends 8 Uhr, in Joel's Salon,
Andreasstraße 21.

Tagesordnung: 1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Abrechnung vom 4. Quartal. 4. Wahl
des gesammten Vorstandes. 5. Verschiedenes.

Große öffentliche Versammlung

des Wahlvereins des 6. Berliner Reichstags-Wahlkreises
am Dienstag, den 13. Januar, Abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr
im Lokale des Herrn Knebel, Badstr. 58.

Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Pöns. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und
Fragekasten. Gäste haben Zutritt.

Telegramm aus Erfurt.

Die Aussperrung der Schuhmacher Erfurts dauert fort, indem sich die Fabrikanten auf keinerlei Verhandlungen einlassen. Das Streikkomitee.

Der Arbeits-Nachweis

der
Klavier-Arbeiter
befindet sich jetzt Rammstr. 78, im Restaurant
Winter. Die Adressen-Ausgabe findet jeden
Abend von 8—9 $\frac{1}{2}$ Uhr u. Sonntags Vormittags
von 10—11 $\frac{1}{2}$ Uhr an Mitgliedern wie an Nicht-
mitglieder unentgeltlich statt.
Die Arbeitsvermittlungskommission.

Empfehle allen Freunden und Genossen
mein

Weiß- u. Bayerisch-Bier-Lokal
auch passend zu Zählstellen.

Oskar Schmidt

Gubenstr. 59.

W. Gründel's Restaurant

(früher: H. Wendt.)

Dresdener-Strasse 116.

Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder,
Schlosser, Drechsler, Maler, Tischler, Stellmacher,
Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstück, Mittags- und
Abendessen.

Borzügliches Weiß- und Bayerisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt No. 578.

Kranzbilderei u. Blumenhandlg.

von

J. Meyer

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,
(in der Ecke bei der Mantuffelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.

Doppelbügelige Vordeckränge von 50 Pf. an.
Toppflanzen, Bouquets u. gut u. billig.
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Im Verlage der „Freien Verlagsanstalt“ (P. Maurer), Elisabeth-Ufer 55, ist
eben erschienen:

- 1) **Einsiedler und Genosse**, Bruno Wille. Volks-Ausgabe. Preis 65 Pf.
- 2) **Die Jugend**, eine Schrift zur Unterhaltung und Belehrung für Söhne und Töchter
des arbeitenden Volkes. Herausgeg. von Bruno Wille. Pr. 20 Pf.

Ferner ist durch dieselbe Verlagsanstalt zu beziehen:

Die Entschädigungsansprüche der Arbeiter bei Unfällen.

Zusammenstellung der nach den Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes den Verletzten
bewilligten Rentenätze. Herausgegeben von Hans Müller. Preis 30 Pf.

Für Kolporteurs hohen Rabatt.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

von

MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,

verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten er-
möglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren

zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste
ausgeführt.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.

Eeben erschien Heft 9:

Die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel für die Schulen des Volkes.

Von Hans Müller-Jürich.

32 Seiten. Preis 15 Pfennig.

Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die
Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.

Bestellungen richte man an die benannten Kolporteurs oder an die

Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“

Berlin 80., Elisabeth-Ufer 55.

Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. Hoher Rabatt.

Kolporteurs gesucht.

Anträge an die Administration der „Glück-
lichter“, humoristisch-satirisches Arbeiterblatt,
Wien, L. Am Bergel Nr. 1. Reich illustriert,
kolorirt! Guter Absatz! Großer Rabatt!

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- u. Bayerisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und
2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.
Herrmann Wuttke,
Friedrichsbergerstr. 24 pt.

Albert Auerbach,

Berlin S., Rottbuscher Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.

Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Zigarren und Tabake

von

E. Liesländer

Mariannen-Strasse 5.

Empfehle Freunden und Genossen mein reich-
haltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Darüber Zahlstelle des Metallarbeiter-Verein
und der Gürtler-Gildeklasse. Haupt-Agentur der
Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Rottbuscher Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Empfehle allen Freunden und Parteigenossen mein

Weiß- u. Bayerisch-Bier-Lokal.

August Günther,

Wilschinerstraße 87.

Unserem Genossen und Freunde

Wilhelm Werner

zu seinem heutigen Weggange ein dreifach
dauernendes Hoch, daß die ganze Bude ziel-
bewußt wackelt!

Na, lieber Wilhelm!

A. P. D. E. S. M. M. V. R. S. H. P.